



ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Hierutenant Bonnet.
Von
Hector Malot.
Erster Band.



Malot, Hierutenant Bonnet. I.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

✻ Dritter Jahrgang. ✻

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb.: 75 Pf.

Der Vorwurf, welcher so oft gegen das deutsche Volk erhoben wird, daß es keine Bücher kauft und sein litterarisches Bedürfnis aus der Leihbibliothek befriedige, findet zum Theil darin seine Erklärung, daß der Preis deutscher Bücher im allgemeinen ein hoher, für die meisten unerschwinglicher ist. Den vielen Tausenden, die gerne Bücher kaufen und sich in ihren Muße-
stunden den edlen Genuß einer guten Lektüre verschaffen möchten, will unser Unternehmen die Möglichkeit bieten, sich zu einem beispielloso billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen.

Zu einem Preise, welcher geringer ist als die

durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken,

kann man sich jetzt die besten und interessantesten Romane aller Völker in stattlichem Oktavformat und wirklich schöner und guter Ausstattung kaufen.

Unsere „Fünfzig-Pfennig-Bände“ enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem, höchstens zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen, so daß das lästige „Fortsetzung folgt“ wegfällt.

Wir haben für den neuen Jahrgang nicht nur eine Reihe vorzüglicher Werke fremdländischer Autoren, sondern auch hochinteressante Arbeiten von deutschen Schriftstellern ersten Ranges erworben. — Erschienen sind bis jetzt:

Erster Jahrgang:

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohne gleichen gefunden — 202 Auflagen — und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiss auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein lebenswüthiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von S. Arde. Aus dem Englischen.

Das englische high life wird in diesem gelegenen Roman mit starken Ristern und tiefen Schatzen vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von Georges Ohnet. 2 Bände.

Dem „Hüttenbesitzer“ an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miss M. E. Braddon.

Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von E. Salévy. Aus dem Französischen.

Mit besonderem Vergnügen künden wir diesen überaus gräßlichen Roman aus der feinen Feder Salévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Eine der hervorragenden Erscheinungen der neueren italienischen Literatur.

Ein gefährliches Geheimniß. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die New-Yorker Zeitung „Sun“ schreibt darüber: Der bemerkenswerthe aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Pro-

vinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriet's unvergleichliches Talent für seine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dofia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein Rabinettstück eleganter und plastischer Darstellung!

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.

Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starke, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worje. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die wache, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen.

Glicker = Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Dannebrog.

Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu überlegen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese düstige und gräßliche Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von A. Delvit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Zweiter Jahrgang:

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet.

Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein Roman von wahrer Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen dramatischen Momenten; ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau.

Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte räthselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Harte's eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feiner Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Rührtheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.

Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century“ hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Pöstel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Halévy's lebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselirte Silberberührung der ruhrenden Freundschaft zweier Pariser Straßenfinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.

Unwiderstehlich fählt sich der Leser von diesen durch seine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointirte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino.

Von Valera. Aus dem Spanischen. Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Ebenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu sein gelovnen. Von B. A.

Sarjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde. Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Eitlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründliche Menschenkenntnis offenbaren

sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland.

Aus dem Norwegischen.

Die Fortsetzung von „Gift“.

Life Pleuron. Von Georges Ohnet.

Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit bekannter Ohnet'scher Meisterhaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch sein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den

Saiten einer Bassgeige. Von Salvatore Sarina. Aus dem Italienischen.

Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch lebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glucks. Von Bernhard Frey (B. Bernhard).

Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohl gelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Reville. Von B. M.

Crocker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sie ist nicht nur „hübsch“, diese Miß Reville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärsation im fernen Indien mit ihrem farben glimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesseln und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet.

Aus dem Französischen.

Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat.“

vittenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Jepsen.

Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gelehrte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander.

Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemüthvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus lebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstenthum. — Berlin. Von Claire von Glümer.

Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingebendem Verständnis beobachtet. Die

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

4

~~213~~

~~Samstag. Mittw. u. Fre.~~

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dritter Jahrgang. Band 5.

Lieutenant Bonnet.

Roman in zwei Bänden

von

Hector Malot.

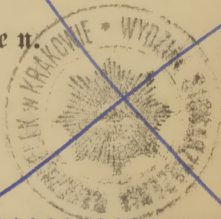
(1830-1907)

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

J. van Nuylen.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1886.

1743/90

1743/90

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-045955

Alle Rechte vorbehalten.



821.133.1-3 = 112.2

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Akc. W 1/04/C2

68

Akc. P/p Nr 70/184 Tgo

Erstes Kapitel.

Die Dämmerung brach schon herein, als die Regimentsmusik in voller Uniform mit ihren Instrumenten die Hochstraße herauf marschierte, während eine Menge Neugieriger, Spaziergänger, Handelsleute und Krämer, die ihren Laden schon geschlossen hatten, hinter ihr her liefen.

Wohin ging die Kapelle? Für nichts und wieder nichts war sie doch um acht Uhr abends nicht ausgerückt? Da heute nicht Konzerttag war, so mußte man sich auf etwas ganz Besonderes gefaßt machen; — da hieß es, nur mitgehen!

Ja, alles Außergewöhnliche oder auch sogar das ganz Gewöhnliche genügte, um die Stadt in Aufregung zu versetzen. In La Feuillade ist man gern vergnügt, und alle — klein und groß, Bürgersmann und Handwerker — ergreifen jede Gelegenheit, um nicht zu Hause zu bleiben und bis spät in die Nacht auf den Straßen und den ulmenbepflanzten Alleen, welche die Stadt in vier Quartiere teilen, umherschlendern zu können. Das Klima ist milde, sowohl ohne die nordische Kälte, als ohne die große Hitze, wie sie im echten Süden herrscht; Regentage sind selten; der Landwein ist billig und der Aufenthalt im Freien sehr angenehm.

Auf dem Republik-Platze drängte sich die Menge schon vor dem Grand Café, wo die Kellner eben eine Reihe dreifarbigiger Lampions anzündeten und auf einem Balkon der ersten Etage ab und zu liefen, von welchem eine Gesellschaft von etwa zwölf Offizieren auf die Straße herabsah. Der Anmarsch der Militärkapelle, die Erleuchtung und die Anwesenheit der Offiziere beantwortete die Frage der Neugierigen: es war kein Zweifel mehr, heute war „Liebesmahl“, das heißt: ein neuer Offizier trat in das Regiment ein oder

ein alter schied daraus; dasselbe Wort diente zur Bezeichnung für den Willkomm der Neuen, wie für den Abschied der Alten.

Vor zwanzig Jahren war La Feuillade ein einfaches Landstädtchen gewesen; Garnisonstadt ist es erst seit der neuen Militärorganisation geworden. Die Bevölkerung hat sich, während sie bei der Garnison übrigens vollauf ihre Rechnung findet, mit der Begeisterung für das Neue in eine wahre Schwärmerei für alles gestürzt, was mit der Armee zusammenhängt. La Feuillade ist stolz auf seinen General und auf sein Regiment. Alle kennen die Trompetensignale und sprechen von Oberst Bayon, als wäre er ein alter Bekannter von ihnen, rechnen es ihm auch hoch an, daß er Lothringer ist. Keiner lacht darüber, daß Oberstlieutenant Baron La Fontan stets in Begleitung seines Burschen Besuche macht, welcher dann an den Thüren warten muß, um seinen Mantel zu halten. Alle kleinen Nähmamsells wissen die Namen der jungen Offiziere und Feldwebel auswendig, sie sind in Verzweiflung, wenn das Regiment zum Manöver ausrückt, und außer sich vor Freude, wenn die für eine Monatsübung Eingezogenen ankommen. Mehr als ein Viertel der Offiziere hat sich in der Stadt oder doch in der Umgegend eine Frau gesucht, und fast alle haben gute Parteen gemacht. Die Zeiten sind, Gott sei Dank, vorbei, wo das Soldatenleben ein Nomadenleben war, und wo die Familien sich nicht dem Schicksale aussetzen wollten, daß ihre Töchter nach dreijähriger Ehe vom Süden nach dem Norden und vom Norden nach dem Süden auf Nimmerwiedersehen versetzt wurden. Dadurch, daß den Armeecorps feste Wohnsitze in einer bestimmten Gegend angewiesen sind, ist die Armee eine Art Nationalgarde geworden, unter welcher man sich gern einen Ehemann aussucht, weil er mehr das Gefühl der Sicherheit einflößt, als ein Beamter, ebenso häuslich ist wie ein Bürgersmann, und außerdem — einen Federbusch trägt.

Einer so gut unterrichteten Bevölkerung konnte es nicht lange verborgen bleiben, das dies Liebesmahl zu Ehren eines Abschiednehmenden und zweier neuer Ankömmlinge stattfand.

Der Scheidende war Lieutenant Pradon, der als Hauptmann nach Tunis versetzt war. Die beiden Neuen waren zwei Lieutenants: der eine hieß Bonnet, kam von Algier und hatte ein möbliertes Zimmer dicht beim Amphitheater von

Mutter Raveau gemietet; der andre hieß Derodes, kam aus einer Garnison des Südwestens und suchte ein großes Zimmer oder ein unmöbliertes Haus, was von einem in La Feuillade ungeahnten Luxus zeugte. Dieser letzte Lieutenant mußte wirklich sehr reich sein, daß er nicht mit einem Zimmer zufrieden war, wie seine Kameraden, und daß er sich eigne Möbel hielt.

Man suchte die neuen Offiziere zwischen den alten auf dem Balkon heraus. Sie standen zur Rechten und Linken des Oberstlieutenants La Fontan, der allgemein durch seine hohe Figur und seine majestätische Haltung auffiel.

Lieutenant Bonnet war ungefähr dreißig Jahre alt, sehr breitschulterig und trug einen schwarzen Schnurrbart; er hatte ein feines Gesicht, treuherzige Augen und sah nachdenklich vor sich nieder. An seinem sonnenverbrannten Teint erkannte man den „Afrikaner“. Die Männer fanden, daß er ein schöner, stattlicher und entschlossener Soldat war, die Frauen gaben kein Urtheil über ihn ab.

Sie hatten nur Augen für Derodes, und mehr als eine erklärte laut, daß jener mit seiner Stulpnase, seinem rötlichen Schnurrbart und Haar, seinem blassen Gesichte, den blauen Augen und dem triumphierenden Lächeln sehr nett, außerordentlich nett sei . . . außerdem sei er ja aus einer reichen, sehr reichen Familie.

Nicht nur der Balkon, den die Offiziere innehatten, war heute abend im Grand Café besetzt, in derselben Etage, doch am andern Ende des Hauses, sah man mehrere elegant gekleidete Damen; in der ersten Reihe die Baronin La Fontan, und neben ihr die Majorin Collas, die böseste Zunge im Regiment; dann kam Frau von Genevrais, die Frau eines Hauptmannes, die ebenso vornehm, aber leider auch ebenso arm wie ihr Mann war; dahinter saß eine junge Frau, die seit einigen Monaten an Lieutenant Drapier verheiratet war, nachdem er ihre Eroberung im vorigen Jahre bei den großen Manövern gemacht hatte. Endlich war noch eine Familie da, die nicht zum Regiment gehörte, bestehend aus der Mutter, der Witwe eines Majors, Frau von Bosmoreau und ihren beiden Töchtern, der sanften Julia und der schönen Agnes, wie sie die La Feuillader nennen. Die eine ist eine Tochter erster Ehe und hat ungefähr dreißigtausend Franken Rente, die andre hat keinen Heller. Alle beide sind unverheiratet, Julia trotz ihrer dreiundzwanzig Jahre und ihres Vermögens, und Agnes trotz ihrer Schönheit.

Indessen beginnt der Saal, welcher heute abend für die Offiziere reserviert ist, sich zu füllen, und während unter den Fenstern in einem von Stricken eingezogenen Viereck die Musik die Ouvertüre zum „Barbier von Sevilla“ spielt, erscheinen die Herren, die sich verspätet haben, hängen ihre Säbel und Mützen im Vorzimmer auf und setzen sich dann an die Tische, die Hauptleute zu den Hauptleuten, die Lieutenants zu den Lieutenants. Mitten im Saale befindet sich die Tafel für die höheren Offiziere, auf welcher drei große Bouquets mit Spitzenmanschetten prangen. In einer unbefetzten Ecke stehen die Pokale aufmarschirt, aus welchen bald „die Marquise“ getrunken werden soll, eine Mischung von Champagner und Sauerbrunnen mit Citronenscheiben gewürzt, welche den Hauptbestandteil bei den Liebesmahlen der französischen Armee bildet.

Die Cigarren sind angezündet und der Kaffee ist eingeschenkt. In die weitgeöffneten Fenster dringen die Triller und Läufe der Flöte oder die Fanfaren der Trompeten herein, welche bisweilen das undeutliche Geräusch der Volksmenge übertönen.

An der Ehrentafel hat der Oberstlieutenant an seiner rechten Seite den Hauptmann, der aus dem Regimente scheidet, an seiner linken Seite die beiden Lieutenants, die neu angekommen. Die Majors sitzen ihm gegenüber. Während überall laut geplaudert wird, herrscht an diesem Tische eine steife Zurückhaltung; es wird geraucht und getrunken, aber wenig gesprochen.

Der Oberstlieutenant, der den Ton angeben muß, ist einsilbig; an ihm ist es eigentlich, die Unterhaltung zu führen, aber er sagt nichts. Hauptmann Pradon, welcher sehr gerührt über das Scheiden aus dem Regiment ist, wo er zehn Jahre lang mit Kameraden zusammen gelebt hat, die ihn liebten und achteten, thut den Mund nicht auf, sondern raucht traurig seine Cigarre und blickt an die Decke. Bonnet und Derodes, die sich zum erstenmal sehen, bewahren ein unverbrüchliches Stillschweigen, nachdem sie sehr schnell die paar nichtsagenden Phrasen erschöpft haben, die man bei der Gelegenheit zu sprechen pflegt; die Majors führen untereinander die Unterhaltung, aber so leise, daß man über den Tisch nichts davon hören kann; von Zeit zu Zeit nur sehen sie den Oberstlieutenant an, und dann scheint in ihren Augen ein Lächeln aufzublitzen, als ob sie sich ihre Gedanken über die Einsilbigkeit

ihres Vorgesetzten mittheilten; aber dies Zeichen ist so maßvoll, daß dieser, auch wenn er es bemerkte, nicht ärgerlich darüber werden könnte.

Er bemerkt es allerdings auch nicht, wie er auch das Lachen an den Tischen der Premier- und Sekondelieutenants nicht wahrnimmt. Der Oberst hat ihm sagen lassen, daß er bei seinem kranken Sohne bleiben müsse und daher dem Liebesmahle nicht beiwohnen könne; nun muß in seiner Abwesenheit der Oberstlieutenant die gebräuchliche Ansprache halten, und das quält ihn ein bißchen und macht ihn so nachdenklich, während er sonst ruhig seinen Kaffee geschlürft und, wie gewöhnlich, an nichts gedacht hätte.

Uebrigens ist er hoch erfreut, im Namen des Regiments reden zu dürfen, und will diese Gelegenheit um so mehr ausnutzen, weil sein Oberst ihn sonst niemals weder etwas thun noch sagen läßt.

Aber auf der andern Seite ist es notwendig, daß er sich die Rede, die er halten will, genau überlegt. — Drei Offiziere, drei! Ja, wenn an Stelle des einen Abschieds- und der beiden Willkommensgrüße, was die Sache verdammt verzwick macht, nur eine Abschiedsrede zu halten oder nur eine Bewillkommnung vorzubringen gewesen wäre, dann wäre er sicherlich nicht in Verlegenheit geraten; er hatte, als alter Soldat, genug Liebesmahlen beigewohnt, um das Traditionelle solcher Toaste zu kennen. „Meine Herren, ich bin der Uebersetzung, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich unserm braven Hauptmann Pradon, der uns verlassen will, die Hand drücke . . .“

Das würde schon gehen, aber drei! Da handelte es sich darum, daß man sich nicht verhaspelte und das „Adieu“ nicht mit dem „Willkommen“ vertauschte.

Er hatte früher oft über die Obersten gelacht, die niemals einen Satz zu Ende sprechen konnten, und wollte nicht, daß man über ihn lachte. Er mußte sich deshalb vorbereiten; wenn er erst in seine Gedanken Ordnung gebracht hätte, würden sie sich schon aneinander reihen — da hatte er keine Angst.

Er bereitete sich also vor, aber der Lärm der vielen Stimmen um ihn her verwirrte ihn; er hätte unbedingte Ruhe nötig gehabt, denn die Gedanken, die in seinem Kopfe umherschwirren, wollten sich nicht aneinander knüpfen lassen.

Wenn der Oberst ihn doch wenigstens früh genug davon

in Kenntniß gesetzt hätte, so hätte er die Baronin um Rat fragen können. Sie war eine gute Beraterin und sehr geschickt darin, den Sachen eine gute Wendung zu geben. Aber bewahre, im letzten Augenblick schickt er: „Mein Sohn ist plötzlich von einem heftigen Fieberanfall ergriffen worden, es wird mir vielleicht unmöglich sein, dem Liebesmahl beizuwohnen. Treten Sie an meine Stelle, lieber Oberstlieutenant, und drücken Sie den Herren mein Bedauern aus.“ „Treten Sie an meine Stelle,“ das war leicht gesagt. Wenn man ihn nötig hatte, konnte man ihn wohl finden. „Treten Sie an meine Stelle!“ Was bedeutete der Vorwand: „Mein Sohn ist von einem heftigen Fieberanfall ergriffen“? Bekommt man das Fieber so schnell? Und wenn es wahr war, warum hatte der Kleine das Fieber? Wenn man Kinder haben wollte, so müßten sie gesund sein, oder man müßte keine haben. Er hatte zwar keine, aber wenn er welche gehabt hätte, so hätten es nur stramme Burschen sein können. Er durfte sich aber nicht zerstreuen lassen, es war sehr wichtig, daß er diese verdammtten Gedanken, die immer wieder davonslatterten, auf einen Punkt konzentrierte.

Und er kam auf den Satz zurück, den er so gern leiden mochte, und der ihm so originell in der Fassung erschien: „Ich bin überzeugt, in aller Namen zu sprechen, wenn ich dem Hauptmann die Hand drücke,“ er brauchte ihn nur weiter zu entwickeln und sowohl auf den braven Hauptmann, als auf die beiden Lieutenants anzuwenden. Das würde gehen. Allerdings würden die jungen Herren sich schrecklich mokieren und innerlich lachen, wenn er kurz redete. Es gibt, weiß der Ruckuck, keinen Respekt mehr in der Welt. Aber er würde es auch nicht kurz machen und schon nicht stecken bleiben. Er wollte diesen Gelbschnäbeln zeigen, wie die alte, wahre, gute Armee beschaffen war. Das würde ein bißchen anders klingen, konnte er sich rühmen, als die ewig trockenen Ansprachen des Obersten, und wie viel besser würde er es vortragen ohne diesen schauderhaften lothringischen Accent, der sein gasconisches Ohr zerriß.

Während er seinen Satz noch ausfeilte, hatte man die „Marquise“ eingegossen; schon hatte er den vollen Pokal angefaßt, als er hinter sich Stiefel knarren hörte; in demselben Augenblick erhoben sich alle mit einem Ruck — und der Oberst Bayon kam schnell auf ihn zu.

Glücklicherweise bemerkte der Oberstlieutenant in seiner

Verwirrung nicht, daß auf mehr als einem Gesichte ein Lächeln erglänzte, denn dann hätte er überzeugt sein müssen, daß „diese Gelbschnäbel sich faktisch über ihn mokierten“.

Zweites Kapitel.

Während der geräuschvollen Begrüßung, die nun vor sich ging, näherte sich der Oberstabsarzt Montariol dem Oberst und fragte: „Wie befand sich Daniel, als Sie fortgingen?“

„Er ist ganz ruhig eingeschlafen.“

„Sehen Sie wohl, ich hatte es Ihnen ja gesagt, daß es nichts auf sich hätte; Sie brauchen sich keine Sorge zu machen, das Kind ist stärker, als es aussieht.“

Der Oberst entschuldigte sich sehr freundschaftlich und kameradschaftlich bei dem Hauptmanne wegen seiner Verspätung: „Ich würde untröstlich gewesen sein, wenn ich Ihnen nicht hätte ‚lebewohl‘ sagen können.“ Dann wandte er sich an Lieutenant Bonnet: „Auch würde ich sehr bedauert haben, wenn ich Sie, mein lieber Lieutenant, nicht bei uns willkommen heißen hätte.“

Zu Derodes sagte er kein Wort.

Auf den Platz des Obersten war ein gefüllter Pokal hingestellt und alles war gespannt auf seine Rede, als die Musik den Walzer aus „Faust“ zu spielen begann. Sofort stand der Oberst auf, verließ die Tafel und begab sich auf den Balkon; er hielt nämlich darauf, daß das Regiment dem Konzert seiner Musikkapelle beimohnte, und deshalb folgten ihm auch sämtliche Offiziere, selbst die, welche bis dahin an ihren Tischen Platz behalten hatten.

Als der Oberst den Balkon betrat und sah, daß das andre Ende desselben besetzt war, rief er unwillig aus: „Ah, da sind Damen!“

Er sagte diese Worte in solchem Tone und mit solcher strenger Miene, daß alle merkten, daß er ungehalten war; ja, er offenbarte seine Unzufriedenheit noch weiter dadurch, daß er ruhig stehen blieb und nicht an das Gitter trat, welches jene Seite von dieser trennte, um die Damen zu begrüßen. Niemand getraute sich, ein Wort hervorzubringen, denn alle wußten, wie eingenommen der Oberst gegen diese Einladungen

war, welche am Ersten des Monats auf der Kasinorechnung einen Abzug für das Befestigen der Marquisen und für die den Damen angebotenen Liqueure nach sich zogen. Er hatte auch allen Grund dazu, ärgerlich zu sein, denn wenn man von der Gage eines Subalternoffiziers in der Höhe von hundertneunundachtzig Franken hundertsiebzig Franken für obligatorische Ausgaben abzieht, so bleiben ihm, wenn er von Hause keinen Zuschuß erhält, nur neunzehn Franken monatlich für seine kleinen Vergnügungen, damit darf er keine Verschwendung treiben, und wenn er das — auch im geringsten Maßstabe — thut, so ist das sehr unvernünftig.

Glücklicherweise hielt die Verstimmung nicht lange an; einem betrunkenen Vagabunden war es nämlich gelungen, sich trotz des wachstehenden Pioniers, welcher bei dem Eingange zu dem durch Stricke abgesperrten Raum für die Musiker postiert war, auf den abgesteckten Platz einzuschleichen; er stellte sich nun dem Kapellmeister gerade gegenüber und schlug den Takt mit beiden Füßen, mit den Schultern, neigte den Oberkörper hin und her, wiegte sich in den Hüften, und zwar in einer so komischen Weise, daß einige Musiker in ihre Instrumente hinein lachten, statt hinein zu blasen. Nur der Kapellmeister unterbrach sein Flötensolo nicht. Endlich wurde der Pionier, der mit einer Freundin geschäkert hatte, durch das Lachen und Lärmen des Publikums aufmerksam gemacht und daran erinnert, seines Amtes zu warten; schleunigst faßte er den Betrunkenen am Arm und schob ihn fort, während dieser sich mit lebhaften Gesten dagegen sträubte und dabei lallte: „Hören Sie 'mal, wenn ich mich nicht darum kummere, so geht es sicher nicht.“

Es ging aber doch, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Die Offiziere verließen den Balkon und begaben sich in den Saal zurück.

Als alle wieder Platz genommen hatten und es still geworden war, erhob sich der Oberst: „Meine Herren! Erlauben Sie, daß ich für Sie alle spreche, wenn ich unsern scheidenden Kameraden und Freunde ein herzliches ‚Lebewohl‘ zurufe! Unsre besten Wünsche begleiten ihn! Gewiß wird er uns auch ein treues Andenken bewahren!“

„Wie trocken ist das nun!“ dachte der Oberstlieutenant und ärgerte sich. Welch ein Unterschied zwischen diesen kleinen, kurzen Sätzen und der Periode, die er sich ausgedacht hatte, und die sicher so viel Effekt gemacht haben würde: „Ich bin der

Ueberzeugung, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich unserm braven Hauptmann Pradon die Hand drücke . . .“ Das klang doch viel zärtlicher . . . und viel eleganter; eine Phrase ist — weiß der Ruckuck! — immer schön, wenn sie auch nichts besagt, seine Phrase war aber nicht allein schön, sondern hatte auch Gehalt.

Als der Oberst so dem Hauptmann sein Lebewohl zugerufen hatte, wandte er sich an Bonnet, sagte, sie seien alte Bekannte von Afrika her, und drückte seine Freude aus, daß er einen Offizier in sein Regiment aufnehmen dürfe, dessen männlich ernstern Charakter er schon schätzen gelernt habe; für Derodes hatte er nur ein kurzes Wort des Willkommens.

Auf die Antwort des Hauptmanns war man nicht gerade sehr aufmerksam, das war ja immer dasselbe; man war dagegen gespannt auf diejenige der Lieutenants, da den beiden neuen Ankömmlingen der Ruf vorausgegangen war, daß sie vollständige Gegensätze bildeten. Ihre alten Kameraden von Saint Cyr hatten von ihnen erzählt: Bonnet sei ein „Musterknabe,“ das heißt der Erste seiner Abteilung, und Derodes ein „Major vom Nachtrabe,“ das heißt der Letzte seines Cötus gewesen; der eine hätte gearbeitet, der andre gebummelt und flott gelebt; eine Zeitlang sei Bonnet dann noch in Frankreich geblieben, ohne daß die Erwartungen eingetroffen wären, welche man beim Verlassen der Militärschule in ihn gesetzt hatte, später sei er nach Algier gegangen, hätte dort aber auch wahrscheinlich nichts Bedeutendes geleistet, da er noch Lieutenant der ersten Rangklasse sei; Derodes dagegen habe sein Geld weiter durchgebracht und zwar in so auffallender Weise, daß man in allen Regimentern von ihm gesprochen habe. Daher war man höchst neugierig, was er nun wohl in La Feuillade anfangen würde, wo man sich doch lange nicht so gut amüsieren konnte, wie in Bordeaux, woher er kam. Außerdem wunderte man sich, daß Derodes sich zum Oberst Bayon hatte versetzen lassen, da dieser durchaus nicht milde mit seinen Offizieren umging und viel von ihnen verlangte. Vielleicht hatte er sich auch gar nicht dies Regiment gewählt, dann mußte man sich aber fragen, warum ihn der Oberst, gerade weil er selbst so stramm im Dienst war, überhaupt angenommen hatte.

Bonnet mußte jetzt reden.

„Herr Oberst, ich bin ergriffen von dem Empfang, der mir zu teil geworden ist, und ich hoffe, mich dessen würdig zu erzeigen.“

Das war alles.

Ein leises Gemurmel lief um den Tisch.

„Ein Schwäzzer ist Bonnet nicht.“

„Ein ernster Charakter.“

„Zu ernst.“

Der Oberstlieutenant mußte sich Zwang anthun, daß er nicht die Achseln zuckte; das war also die heutige Erziehung; wirklich reizend.

Am Lieutenantstische neckte man die Kameraden, welche mit Bonnet zusammen das Examen gemacht hatten.

„Na, was sagt ihr nun?“

Sie beharrten aber bei ihrer guten Meinung. „Warum soll er denn nicht vorsichtig und zurückhaltend sein,“ sagten sie, „wartet es nur ab.“

Wenn Bonnet so nicht alle Erwartungen erfüllt hatte, mißfiel er doch durchaus nicht; er besaß eine sympathische Stimme; und wenn er auch weder das Auftreten noch das Gesicht eines Helden hatte, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, wenn ihm jegliche Romantik abging und er weder von seinen Fähigkeiten überzeugt, noch von sich eingenommen war, so verband sich in seinem Charakter eine solche Milde, solche Bescheidenheit und etwas so Männliches, daß man wirklich davon angezogen wurde. Er machte durchaus nicht den Anspruch, als ein glänzender Offizier angesehen zu werden, wenn man sich aber nur kurze Zeit ernsthaft mit ihm unterhalten hatte, so mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, daß er ein Soldat war, auf den man sich getrost verlassen konnte.

Jetzt verstummten die Gespräche über Bonnet, denn Derodes erhob sich, um dem Oberst zu antworten; alles lauschte, wie er sich wohl aus der Affaire ziehen würde.

Seine Rede war lange nicht so kurz, wie die Bonnets; zuerst machte er dem Oberst, unter dessen Kommando er jetzt gestellt zu sein die Ehre habe, einige Komplimente, dann sagte er dem Regimente eine Schmeichelei, indem er beteuerte, daß er sich dasselbe beim Austritt aus der Kriegsschule unter allen andern ausgesucht haben würde, wenn ihm eine Wahl gestattet gewesen wäre. Er sagte dies alles sehr gewandt und fließend, aber man hatte das Gefühl, als ob er selbst nicht ganz davon überzeugt wäre.

Das Liebesmahl war nun in seinem offiziellen Theile beendet, der Oberst sagte Bonnet, er möchte am folgenden

Mittag zu ihm kommen, dann zog er sich zurück und begab sich nach Hause zu seinem kranken Sohne.

Jetzt kam lautes Leben in die Gesellschaft, alle lachten, schreien und sangen, wie Schüler, wenn der Lehrer die Klasse verlassen hat; man war jetzt alles Zwanges los und ledig und konnte thun und lassen, was man wollte.

„Ein Glas Bier!“

„Einen Chartreuse!“

An allen Ecken des Saales wurde mit den Theelöffeln auf den Untertassen geklimpert. „Aber, meine Herren,“ sagte der Oberstlieutenant, „warten Sie doch wenigstens mit Ihrem Lärmen, bis die Musik fortgegangen ist.“

Es wurde verhältnismäßig stiller und die Herren begnügten sich damit, zu lachen, ohne gerade zu schreien.

Der Tisch, an dem der Oberst gegessen hatte, wurde beiseite gerückt und die Bouquets fortgestellt. Bonnet hatte sich zwischen seine beiden Kameraden von Saint Cyr, die Lieutenants Drapier und Cholet, setzen müssen, Derodes nahm an einem andern Tische Platz.

„Wer hat einen guten, originellen und hübschen Plan, wie wir dies kleine Fest beenden sollen?“ fragte ein Lieutenant.

„Ich schlage vor, zu würfeln,“ antwortete Cholet.

„Das ist originell — und neu — und hübsch!“ persiflierte Drapier seinen Freund Cholet, der etwas schüchtern war. „Meine Herrschaften, ich kann einen andern Vorschlag machen, oder habe vielmehr den Auftrag, Ihnen etwas andres vorzuschlagen: ich bin nämlich von Frau von Bosmoreau damit betraut, die Herren Bonnet und Derodes einzuladen, den Abend bei ihr zuzubringen; es soll getanzt und soupiert werden.“

„Wer ist denn Frau von Bosmoreau?“ fragte Bonnet.

„Wie,“ rief Cholet, „du kennst Frau von Bosmoreau nicht, die Mutter der schönen Agnes?“ Und er stand auf, machte mit seinen Fingern das Klappern der Castagnetten nach, führte inmitten des Saales einen Tanz auf und sang:

„Agneses Schönheit

Erregt unsern Wettstreit

Sie ist die Reizendste auf der Welt

Und außerdem hat sie riesig viel Geld!“

„Sie hat übrigens das Geld nicht,“ unterbrach ihn Drapier, „das hat Julia.“

„Wer ist Julia?“ fragte Derodes.

„Die ältere Schwester.“

Cholet sang weiter:

„Alles, was Mann ist,

Braun oder blond ist,

Sieht zärtlich sie an:

Wen von uns willst du zum Mann?“

„Wenn einer geheiratet werden soll, so bin ich nicht dazu bereit,“ sagte Derodes.

„Man wird Sie nicht zwingen.“

„Ich habe den Auftrag, den Herren zu sagen,“ fuhr Drapier fort, „daß alle, die sich uns anschließen wollen, willkommen sind.“

„Na, Bonnet, wofür hast du dich entschieden?“ fragte Cholet.

„Mir ist alles recht, laß uns hier bleiben oder zu Frau von Bosmoreau gehen.“

„Bonnet hat keine freie Wahl mehr,“ rief Drapier dazwischen, „ich habe schon für ihn zugesagt, er steht schon auf der Souperliste.“

„Ich vielleicht auch?“ fragte Derodes.

„Sawohl, ich habe auch für Sie zugesagt, Sie stehen ebenfalls auf der Liste.“

„Dann brauchen wir ja weiter nicht gefragt zu werden,“ sagte Bonnet lachend.

Es wurde nun abgestimmt; Drapier hatte sich allerdings für das Erscheinen Bonnets und Derodes' verpflichtet, hatte jedoch nicht im Namen der andern Offiziere zugesagt.

Einige nahmen die Einladung bei Frau von Bosmoreau an, einige lehnten ab, weil sie ausgemacht hätten, der Abend sollte gemeinsam verbracht werden, und sie sich darin nicht stören lassen wollten.

„Die Frauen haben nichts andres zu thun als die Männer zu quälen.“

„Dann hätten wir sie nicht zum Konzert einladen sollen, sie revanchieren sich nur für die Höflichkeit, die wir ihnen erwiesen haben.“

„Das verlangen wir gar nicht!“

„Und dann soll soupiert werden!“ wiederholte Drapier, um die Widerstrebenden durch die Freuden der Tafel zu locken.

„Konnte sie ihre Einladung denn nicht bis morgen verschieben?“

"Sie wissen doch, daß wir morgen früh Schießen haben und früh aufstehen müssen!" sagte Hauptmann Roussel von der dritten Compagnie des zweiten Bataillons, der kein Liebesmahl vorübergehen ließ ohne schwärmerische Romanzen aus seiner Jugendzeit zu singen, und deshalb nicht wollte, daß ein Teil seiner Bewunderer fortginge.

"Gehen Sie doch mit uns, Hauptmann," sagte ein junger Sekondelieutenant in wenig ehrerbietigem Tone, "Sie können Ihre Romanzen den Damen vortragen, die sich glücklich schätzen werden, Sie zu hören."

Am Ende teilten sich die Herren in zwei Parteien, die einen blieben an ihren Tischen sitzen, die andern verließen den Saal und gingen auf den Balkon, auf welchem Frau von Bosmoreau und ihre Töchter der Musik zugehört hatten.

Drittes Kapitel.

Der Oberstlieutenant, welcher sich schon seit geraumer Zeit zu seiner Frau auf den Balkon begeben hatte, beeilte sich, Frau von Bosmoreau die beiden Herren — Bonnet und Derodes — vorzustellen, als sie mit den andern Offizieren herangekommen waren; dann machte er sie mit Julia und Agnes bekannt.

Während die Musik spielte, war Bonnet allerdings mehrmals auf dem Balkon gewesen, hatte sich aber weder nach Frau von Bosmoreau noch nach ihren Töchtern umgesehen; da er sie gar nicht kannte und gar nicht daran dachte, ob er sie überhaupt jemals kennen lernen würde, hatten sie ihn nicht weiter interessiert. Als er ihnen jetzt aber gegenüber saß, sah er sich die Damen doch etwas genauer an.

Frau von Bosmoreau war wohl im Anfang der fünfziger Jahre, man konnte ihr aber trotzdem ansehen, daß sie einst sehr schön gewesen war; ihre vollkommen regelmäßigen Züge hatte das Alter nicht verändern können, sie hatte sich sehr viel Frische bewahrt und besaß köstliche, jugendliche Augen und ein so liebliches Lächeln, wie es nur einer gemüthvollen Frau eigen ist.

Julia hatte die Augen und das Lächeln ihrer Mutter geerbt, doch dabei besaß sie so etwas Besonnenes, was jener

nicht innewohnte, so etwas Verschllossenes, als ob sie in ihrer Jugend viel Leid erfahren hätte, was sie weder andern noch sich selbst hätte klagen mögen. Ihr Antlitz hatte einen sehr liebenswürdigen Ausdruck, ihr schönes Haar war kastanienbraun und ihre Gestalt erregte den Reiz aller Damen von La Feuillade, besonders da sie daneben einen Geschmack und eine Anmut besaß, welche ihren einfachen Toiletten, die sie Tag für Tag trug, den Stempel der Eleganz aufdrückten.

Einen großen Gegensatz zu dieser Einfachheit der älteren Schwester bildete eine gewisse Geziertheit in dem Wesen der jüngeren. In dem Maße, wie Julia zurückhaltend, war sie herausfordernd und übermütig stolz auf ihre bezaubernde Schönheit. Sie war blond und ihr rosiger Teint samthartig angehaucht wie eine Kamelie; dabei besaß sie prächtige rote Lippen und dunkelblaue Augen mit langen, dichten, rotbraunen Wimpern. Julia war groß und schlank, Agnes etwas klein und ziemlich stark mit reizenden Grübchen in den Wangen, auf den Schultern, an den Ellbogen und auf den Händen, wie sie ein kleines Kind hat, obwohl sie schon neunzehn Jahre alt war.

Man machte sich auf den Weg nach Frau von Bosmoreaus Villa, und als man auf der Promenade anlangte, begegnete ihnen der Steuerektor, Herr von Rosseline, ein Geck, der jetzt in die Provinz verbannt war, nachdem er in Paris einmal Schiffbruch erlitten hatte. Auch er erhielt eine Einladung von Frau von Bosmoreau und schloß sich der Gesellschaft an, „entzückt von diesem kleinen improvisierten Feste,“ welches ihm endlich einmal wieder Gelegenheit gab, spät zu Bett zu gehen.

Nach einigen hundert Schritten begegnete ihnen der Unterpräfekt Maupec mit seiner Frau. Sie wurden ebenfalls aufgefordert und sagten unter Bezeugung der lebhaftesten Freude zu. Sie schlugen niemand etwas ab, was man ihnen auch anbot oder von ihnen verlangte, da sie es sich zum Prinzip gemacht hatten, ihren Kreis mit der größten Liebenswürdigkeit, den weitgehendsten Zusicherungen und Schmeicheleien zu regieren. In seiner Jugend hatte Maupec nämlich „in Zuckersachen gemacht“, das heißt er war Handlungsreisender einer Bonbonsfabrik gewesen, und hatte sich auch jetzt, wo ihn die Politik zufällig in die Verwaltung gesteckt hatte, die Sitten und Manieren seines ersten Berufes bewahrt. Die Brauermeister eines Arrondissements verblüffte er entweder durch seine

Zungenfertigkeit, oder gewann sie mit seiner Biederkeit — er war der reine Versöhnungengel durch seine Aufschneiderei.

Obwohl die Militärmusik in die Kaserne zurückmarschiert war, war die Promenade noch voller Menschen. Alle erfreuten sich der schönen frischen Luft nach dem schwülen Tage. Alle Tische vor den Cafés waren besetzt und auf den Bänken der Promenade war kein Platz mehr frei. Vor den Kneipen standen die Stühle bis auf die Straße und dort saßen die Leute und schwatzten, oder guckten nach den Sternen, von denen der dunkelblaue Himmel übersäet war . . . es war wie eine italienische Nacht.

Der Oberstlieutenant hatte Frau von Bosmoreau seinen Arm gereicht, hinter ihnen kamen alle Eingeladenen, voran Julia und Agnes, die eine mit Bonnet, die andre mit Derodes. Während sie an den Gruppen auf der Promenade vorbeigingen, setzte Julia Bonnet auseinander, wie die Leute hier zu Lande ihren Feierabend zu verbringen pflegten, und erzählte so treffend und originell, daß Bonnet sich leicht ein Bild davon machen konnte.

Agnes und Derodes unterhielten sich nicht von La Feuillade, wenigstens hörte Bonnet von Zeit zu Zeit, wenn Julia eine Pause in ihrer Schilderung machte, daß Agnes Derodes nach seiner Heimat und seiner Familie fragte.

„Ah! Sie sind aus dem Departement du Nord; das kenne ich gar nicht . . . Aus der Nähe von Douai?“

Derodes' Antworten konnte Bonnet nicht verstehen, vermochte sie aber ungefähr aus Agnes' Fragen zu erraten.

„Also allerhand Arten von Glaswaren werden in einer Glasfabrik angefertigt, Spiegel, Fensterscheiben und Flaschen? — Oh! das weiß ich wohl, man kann doch Glasfabrikant sein, ohne seine Adelsprivilegien zu verwirken.“

Derodes gefiel sich also darin, der jungen Dame glauben zu machen, daß er von Adel sei. Daß er reich sei, mußte Bonnet wie jeder andre; aber er hatte niemals gehört, daß die Derodes neben ihrem Reichtum auch adlig wären . . . doch das war ihm ja ganz einerlei.

Aus dem geräuschvollen Teile der Stadt waren sie jetzt in ein stilleres Viertel gekommen; zwischen den Pflastersteinen wuchs Gras und die Straße stieg etwas bergan zwischen einer Doppelreihe einfacher bürgerlicher Häuser.

Oben am Ende der Straße hielten sie vor einem Thorweg still, durch welchen man die Fassade eines schönen zwei-

stockigen Hauses erblickte. Agnes faßte den Klopfer aus kunstvoll gearbeitetem Eisen und klopfte schnell mehreremal.

Die Thür ging auf und man befand sich nun in einem inneren Hofe, der auf drei Seiten von Gebäuden begrenzt war, während die vierte, welche dem Eingang gegenüber lag, durch eine mit einem Geländer versehene kleine Mauer abgeschnitten wurde, über welche man nur den Himmel sah, an dem eben der Mond aufging. Diese kleine, vom Monde bestrahlte Mauer erweckte ein sonderbares Gefühl, von dem man sich nicht gleich Rechenschaft geben konnte. Da aber Julia und Agnes gleich nach dem Eintritt in den Hof die Offiziere verlassen hatten, so konnte sich Bonnet ungeniert die Mauer ansehen. Sie war auf einem Felsen errichtet, welcher steil zum Flusse abfiel, und bildete den höchsten Punkt der Stadt. Da, wie eben gesagt, die Abhänge des Hügels, den der Felsen krönte, ziemlich abschüssig waren, so waren keine Häuser daran gebaut, und deshalb konnte der Blick ungehindert dahinschweifen über die Wipfel der Pappeln, die sich längs des gewundenen Laufes des Fließchens dahinzogen, über Wiesen, Feld und Wald. Diese liebliche Aussicht wurde von dem Dunkel der Nacht allerdings stark begrenzt, aber unter dem vollen Licht des Mondes mußte sie doch von den Fenstern des Hauses und besonders von der Terrasse desselben ganz reizend erscheinen. Die Lage war wirklich wundervoll, und wenn man einfach die Straßen La Feuillades durchstreifte, fiel es einem wohl nicht ein, daß sich hinter diesen alltäglichen Fassaden oder hinter den Mauern, die den nichtsagenden Vordergrund überragten, etwas so Niedliches versteckte, wie dieser mit Rosenstöcken bepflanzte kleine Hof, an dessen Ende eine Magnolie blühte und Drangenbäume sich längs der Balustrade hinzogen.

Julia und Agnes, die ins Haus gegangen waren, während alle andern im Hofe blieben, erschienen gleich wieder auf der Freitreppe, und Agnes rief, mit einer Handbewegung, als ob sie eine Rede halten wollte: „Meine Damen und Herren! Dürfen wir uns von Ihnen Rats erholen? Wo belieben Sie zu tanzen? Im Saal oder im Kloster?“

„Im Kloster!“ antworteten alle, außer Bonnet und Derodes.

Da sie das Haus nicht kannten, wußten sie nicht, was „das Kloster“ war, und konnten sich nicht recht vorstellen, daß man ein „Kloster“ als Tanzsaal benutzte.

„Wollen die Herren dann die Güte haben,“ fuhr Agnes fort, „die Erleuchtung ins Werk zu setzen?“ Sie wandte sich an einen Bedienten, der mit einer Lampe neben ihr stand, und befahl ihm, Laternen zu bringen.

Johann brachte sofort einen großen Korb voll Papierlaternen und Julia folgte ihm mit einem Kästchen, worin sich Kerzen befanden. Dann begaben sich alle in das Kloster.

An der rechten Ecke des Hofes befand sich eine Wölbung, die Bonnet in der Dunkelheit für den Eingang in einen Wagenschuppen angesehen hatte, als jetzt aber die Lampen gebracht waren, sah er, daß diese Höhlung ein Vorhof und der Wagenschuppen eine Ruine war. Einst hatte dort eine gotische Kapelle gestanden, jetzt war aber ihr Dach eingestürzt und nur ihre Umfassungsmauern waren stehen geblieben. Man hatte diese Mauern nicht eingerissen, sondern sie ausgebessert, und nun rankten sich wilder Wein, Passionsblumen und Klematis an ihnen empor und schmückten mit ihren natürlichen Blättern und Blüten die aus Stein gehauenen Blumen und Arabesken ihrer architektonischen Verzierung.

Unten an den Mauern liefen schmale Rabatten hin, aus welchen das Farnkraut seine graziösen Wedel hervorstreckte und wo der Epheu sich an den Fensterkreuzen der gotischen Fenster anflammerte, die sich nach der Flußseite öffneten.

In den Mauern waren Nägel eingeschlagen und hier und da Eisendrähte gespannt, woran man leicht die Laternen aufhängen konnte. Dieses Amt übernahmen der Unterpräfekt, der Steuerdirektor und die jungen Offiziere, Drapier, Cholet und Derodes, welche die vollständig angezündeten Laternen aus den Händen Julias, Agnes' und der jungen Damen empfingen.

Wenn eine Laterne schief gehalten oder aufgehängt wurde und das Papier anbrannte, erhob sich von allen Seiten Geschrei über die Ungeßicklichkeit des Mißethäters.

„Holt die Feuerwehr!“

„Läutet die Sturmglocke!“

„Wenn doch wenigstens noch ein bißchen Wind wäre, aber es regt sich kein Lüftchen!“

„Cholet, Sie haben Ihren Beruf verfehlt, Sie hätten Feuerwerker werden müssen.“

„Er hätte lieber Fleckenreiniger werden sollen, dann könnte er doch die Stearinflecken aus meiner Uniform entfernen.“

Die Hauptleute nahmen natürlich an diesem kindlichen Vergnügen, die alte Ruine zu erleuchten, nicht teil, ihre hohe Stellung und ihr Alter hielt sie auf ihren Stühlen fest.

Baron La Fontan war mit seiner Frau im Hofe zurückgeblieben und unterhielt sich mit ihr ungeniert, da niemand in ihrer Nähe war. Er erzählte ihr, daß er sie in dem Augenblicke, als der Oberst ihm hatte sagen lassen, daß er dem Liebesmahl vielleicht nicht bewohnen könnte, gern um Rat gefragt hätte.

„Auf Ehre, ich hatte Furcht, stecken zu bleiben, wenn ich mir auch einen Satz ausgedacht hatte, der gewiß Effect gemacht hätte.“

„Unzweifelhaft, lieber Oberst.“

„Ich bin der Ueberzeugung, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich unserm braven Hauptmann Pradon die Hand drücke . . . Wie findest du das?“

Die Baronin hatte den Grundsatz, ihrem Gatten nie zu widersprechen, sondern ihm in allem, was er that und sagte, beizustimmen.

„Sehr niedlich,“ antwortete sie daher.

„Weißt du übrigens, daß unser neuer Lieutenant Derodes heißt? Hast du schon etwas gefunden?“

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

„So kannst du es jetzt wohl thun. Ich glaube allerdings, daß du nichts finden wirst, denn ich habe mir selbst vergebens den Kopf darüber zerbrochen.“

Worüber der Baron nachgesonnen und sich vergebens den Kopf zerbrochen hatte, das war, wie man dem Namen „Derodes“ ein Wort oder einen Satz hinzufügen konnte, so daß es einen Sinn gab. Das war nämlich für ihn und die Baronin eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens und füllte ihnen manche Stunde aus. Und so gab es wenige Namen im Regiment, die sie nicht so zurecht gemacht hatten, oder vielmehr, die die Baronin nicht so zurecht gemacht hatte, denn was den Oberstlieutenant anlangte, so „zerbrach“ er sich meistens, um nicht zu sagen, immer, „den Kopf darüber“ . . . und immer „vergebens“, wie er selbst zugab. So war der Oberst zuenannt: „Aux corneilles“ — Bayons aux corneilles *) — der Major Collas hieß „Benzin“, Haupt-

*) Unübersetzbares Wortspiel. Bayons aux corneilles heißt wörtlich übersezt: Wir halten Maulaffen feil.

mann Bontemps „Roger“, Hauptmann Roussel „Cadet“, Lieutenant Cholet „Taschentuch“ — Cholets Taschentuch — Lieutenant Drapier „von Elbeuf“ *) nicht „von Sedan“ wegen des peinlichen Andenkens, das Sedan hervorrief.

„Besinne dich, besinne dich!“ sagte er in herausforderndem Tone.

„Ist nicht mehr nötig! ‚Colosse‘.“

„Wie, ‚colosse‘! Du hast dich wohl versprochen, Liebe? Das paßt ja doch gar nicht: Derodes ist doch kein Koloß.“

„Nein, aber er ist ‚colosse de Rhodes‘!“

Der Oberstlieutenant war einen Moment ganz starr, dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Brachtvoll! Du bist unübertrefflich! Als du darauf gekommen warst, daß Lieutenant Bonnet, der zuerst Priester werden wollte, seine Priestermütze gegen eine Dienstmütze vertauscht hätte, glaubte ich, daß du niemals einen besseren Witz machen könntest; aber ‚colosse de Rhodes‘ **) ist ganz ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet!“

Viertes Kapitel.

Während Bonnet dabei half, die Laternen aufzuhängen, hatte er eine alte Frau bemerkt, die hin und wieder ging und bald an diesen bald an jenen ein Wort oder ein Lächeln richtete, ohne daß ihr jemals Antwort wurde.

Sie schien siebzig bis zweiundsiebzig Jahre alt zu sein, war sehr mager aber dabei doch kräftig, hielt sich gerade und aufrecht, und trug ein schwarzes Merinokleid und eine schwarze

*) Zum Verständniß der übrigen Spitznamen diene: „La Benzine Collas“ ist eines der berühmtesten französischen Fleckwasser, Collas ist der Fabrikant. „Roger Bontemps“, „Le mouchoir de Cholet“ sind bekannte Theaterstücke, „Le drapier de Sedan“ — „Der Tuchweber von Sedan“ — ein Gedicht.

**) „Colosse de Rhodes“, ebenfalls im Deutschen nicht wiederzugeben. Der Koloß von Rhodus: das riesengroße Standbild des Apollon, welches am Eingange des rhodischen Hafens aufgestellt war. Das Wortspiel mit Bonnet erklärt sich aus der eigentlichen Bedeutung des Wortes bonnet = die Mütze.

Tüllhaube, was sie älter aussehen machte, als sie war. Ihr Gesicht war anziehend und sehr sanft, trotz der beiden beweglichen, leuchtenden Augen, in welchen sich das Leben zusammengedrängt zu haben schien. Als er sie mit neugieriger Teilnahme betrachtete, bemerkte er, daß sie an zwei Schnüren, die ihr vom Gürtel am Kleide herunterhingen, eine Tafel und einen Bleistift befestigt trug. Was wollte sie damit anfangen?

Er sollte es bald erfahren.

Er mußte die letzte Laterne aufhängen, die Julia ihm reichte. Als er sie befestigt hatte und sich umwandte, stand er gerade vor der alten Frau.

„Nein,“ sagte Julia, „wie konnte ich das vergessen, Sie Großmama vorzustellen!“

Dann fügte sie sofort lebhaft hinzu: „Sie ist taub, wundern Sie sich deshalb nicht, wenn sie nicht ordentlich antwortet.“

Dann nahm sie die Tafel und den Bleistift, welche ihre Großmutter mit sich führte, und schrieb schnell einige Worte auf, die sie gleichzeitig laut aussprach, damit Bonnet sie hörte.

„Herr Lieutenant Bonnet, der von Afrika gekommen ist.“

Die alte Frau hatte scharf zugehört und, was ihre Enkelin schrieb, gleichzeitig gelesen; jetzt zeigte sich auf ihrem Antlitz ein sprechendes Lächeln.

„Sind Sie hier zu Hause, mein Herr?“ fragte sie.

„Nein, gnädige Frau, in der Vendée.“

Julia schrieb die Antwort auf die Tafel, während Bonnet sprach.

„Nun, dann wollen wir versuchen, es Ihnen hier recht angenehm zu machen, wo wir, ich, meine Tochter und meine Enkelinnen zu Hause sind.“

„Großmutter heißt Frau Amilhou,“ sagte Julia.

„Was hat sie für ein gutes Gesicht!“

„Sie sagt, wenn man alt und schwach würde, so müsse man das dadurch vergessen machen, daß man die Liebe seiner Mitmenschen erwürbe, weil man die Fehler und Gebrechen derer, die man liebte, übersähe.“

Frau Amilhou hatte Julia und Bonnet während dieses kurzen Gespräches angesehen, ohne sie zu verstehen, dann sagte sie mit ihrem reizenden Lächeln: „Es ist sehr warm dort, nicht wahr?“

Bonnet war sprachlos, Agnes aber, die ihn ansah, fing laut an zu lachen.

„Sicherlich,“ sagte sie, „hat eine verspätete Antwort Großmamas Sie so außer Fassung gebracht!“

Julia sah ihre Schwester vorwurfsvoll an, diese fuhr aber unbekümmert fort: „Wovon sprachen Sie vor einigen Minuten? von welchem Lande?“

„Von der Vendée, von Afrika,“ erwiderte Bonnet.

„Da haben wir's,“ lachte Agnes, „Großmama ist in Afrika geblieben, und in Afrika ist es warm; wundern Sie sich nicht, das kommt häufig vor, darauf achtet niemand.“

Wenn Frau Amilhou dies auch nicht gehört hatte, so hatte sie es doch beinahe verstanden, und sagte zu Bonnet: „Verzeihen Sie, ich bin taub, und deshalb antworte ich oft in die Kreuz und Quer; eigentlich dürfte ich gar nichts sagen.“

Julia nahm die Tafel der Großmutter und schrieb: „Wenn du so etwas sprichst, dann dürftest du allerdings nichts sagen!“

Dabei umspielte ein zärtliches Lächeln ihre Lippen. Auch die alte Frau fing an zu lachen und sagte, sich zu Bonnet wendend, in liebevollem Tone: „Sie ist ein braves Mädchen.“

Augenscheinlich machte es ihr große Freude, jemand gefunden zu haben, gegen den sie sich lobend über Julia aussprechen konnte.

So reizend auch die Illumination dieses blätter- und blumengeschmückten Saales unter dem schönen Himmel des Südens war, der so warm und leuchtend hereinblickte, so genügte die Beleuchtung doch wohl nicht zum Tanzen; wo blieb das Klavier, oder das Orchester? Würden die Musiker gleich erscheinen?

Als Bonnet darüber nachdachte, öffnete sich hinter ihm eine Flügelthür, die er bislang noch nicht bemerkt hatte, und er sah einen Salon, welcher durch diese Thür mit dem „Kloster“ in Verbindung stand. Der Bediente rollte ein Klavier auf die Schwelle, und auf den Klavierstuhl davor setzte sich — die alte Frau Amilhou.

„Wie, die arme alte Dame soll uns zum Tanz aufspielen?“ sagte er zu Cholet, der zufällig neben ihm stand.

„Sie spielt sehr gut, paß auf.“

Wahrhaftig, Frau Amilhou, zog aus ihrer großen Tasche eine Brille hervor, setzte sie sich auf und spielte das Vorspiel eines Kontertanzes.

Bonnet überlegte, wen er wohl auffordern könnte, und war noch zweifelhaft, ob er eine der Töchter des Hauses um den Tanz bitten sollte, als er Derodes mit Agnes vorübergehen sah; da bedachte er sich auch nicht länger und ging zu Julia, die eben ihre Großmutter an das Klavier geführt hatte. Julia gab ihm den Tanz und die Quadrille begann.

Der Oberstlieutenant tanzte mit Frau von Bosmoreau, die Baronin La Fontan bildete ihr Gegenüber mit dem Unterpräfekten. Das Alter war vergessen; man war doch gekommen, um sich zu amüsieren, und je mehr Tänzer, desto größer das Vergnügen — so folgerte wenigstens der Oberstlieutenant, welcher glücklich und stolz darauf war, den Jugendlichen zu spielen, wenn er es auch nicht eingestehen wollte — er opferte sich auf, wahrhaftig, er opferte sich auf, wie sich all die andern aufopferten, die, wie er, das tanzbare Alter überschritten hatten.

Sah er denn nicht vorzüglich aus, wie er die Schultern einzog, und seine Brust sich wölbte, wie er erhobenen Hauptes mit strahlendem Lächeln umherblickte! Da konnte man es wohl begreifen, daß seine Frau, die ein reiches Mädchen gewesen war, ihn wegen seines stattlichen Aussehens geheiratet hatte, obwohl er keinen Pfifferling besaß und ein simpler Lieutenant der kaiserlichen Garde war; sie hätte auch die ganze französische Armee an sich vorbei defilieren lassen können, und würde keinen Offizier gefunden haben, der in dem Maße, wie er, das Ideal eines Obersten unsres Zeitalters, gewesen wäre. Und trotzdem war er nicht Oberst, das war „Aux corneilles“, dieser lothringische Schwachmatikus, dem jeder Nimbus fehlte.

Zufällig standen Julia und Bonnet neben dem Klavier und sahen, wie Frau Amilhau, auf ihr Notenheft gebeugt, darauf losspielte, als ob ihr Leben davon abhinge. Da sie, wegen ihrer Taubheit, sich nicht spielen hören konnte, so zählte sie, um Takt zu halten, und da sie ihre eigne Stimme auch nicht mehr hörte, so übertönte sie zuweilen die Musik mit ihrem lauten „Ein—ne, zwei—e, drei—e“.

Als nach der Quadrille um einen Walzer gebeten wurde, nahm Julia die Tafel ihrer Großmutter und schrieb darauf „Walzer“. Sofort blätterte Frau Amilhau in ihrem Hefte, setzte ihre Brille wieder fest, und fing an zu spielen: „Ein—ne, zwei—e, drei—e.“

„Aber Ihre Frau Großmutter soll doch nicht immer

spielen?" sagte Bonnet, als er wieder eine Quadrille mit Julia tanzte.

"Wenn sie müde ist, trete ich an ihre Stelle."

"Wenn Sie noch Hilfe nötig haben, so stehe ich zu Diensten."

"Ah! Sie sind musikalisch?"

"Gerade genug, um zum Tanz aufspielen zu können. In meiner Jugend hatte ich etwas andres zu thun, als zu üben, und seither habe ich kein Klavier besessen, denn das ist ein Möbel, welches in den Zimmern der Lieutenants nicht zu finden ist."

"Sie könnten Großmama ein großes Vergnügen bereiten, aber ich weiß nicht, ob ich Sie darum bitten darf."

"Bitte, sagen Sie es, gnädiges Fräulein, Sie glauben gar nicht, wie gern ich ihr gefällig wäre, sie flößt mir so viel Sympathie und Verehrung ein."

"Nun, möchten Sie wohl eine oder zwei Quadrillen mit ihr vierhändig spielen?"

"Sehr gerne, so viel Quadrillen, Walzer und Polkas, wie sie will."

"Es thut mir immer so leid, daß sie, jetzt, wo sie ihres Alters wegen nicht mehr tanzen kann, so vollständig als Alte behandelt werden soll und da allein am Klavier sitzt, während wir uns amüsieren."

"Es ist jedenfalls sehr aufopfernd von ihr, wie man's wohl selten findet, und rührt mich wirklich geradezu."

"Ist es nicht überhaupt ein Verbrechen, wenn die Jungen die Alten vollständig unberücksichtigt lassen und mit ihnen nichts zu thun haben wollen, als ob das Alter sie zum Gegenstand der Verlegenheit und des Erröthens stempelte?"

Das war gewiß eine seltsame Unterhaltung für eine junge Dame und einen jungen Offizier, die alle Augenblicke durch die Figuren des Kontertanzes getrennt wurden!

"Wenn Sie mit Großmama vierhändig spielen, wird sie sich nicht mehr unbeachtet und vergessen fühlen, wenn ihr überhaupt ein solcher Gedanke jemals gekommen ist."

Balancez!

"Seien Sie überzeugt, gnädiges Fräulein, daß ich mich mit wirklichem Vergnügen neben Ihrer Frau Großmutter ans Klavier setzen werde."

Cavalier seul!

"Lebt Ihre Großmutter noch, Herr Bonnet?"

„Nein, gnädiges Fräulein, auch meine Mutter ist tot.“
En avant quatre!

„Mein Vater starb, als ich noch kein Jahr alt war.“
Galop!

Ja, in La Feuillade tanzt man noch Galopp, nicht allein zur großen Freude der jungen Welt, sondern auch zum Ruhme der alten Garde, die damit beweisen will, daß sie nicht alt ist und niemals sein wird.

Im Galopp war nun der Oberstlieutenant geradezu prachtvoll. Ach, wenn er doch noch Epauletten tragen dürfte! Denn kann ein Offizier in der jetzigen epaulettenlosen Uniform Eindruck machen? Selbst wenn er ein schöner Mann ist, oder wenn er noch mehr als schön ist — wie es bei ihm ohne Zweifel der Fall war?

Als die Quadrille beendet war, ging Julia mit Bonnet zu ihrer Großmutter, nahm die Tafel und schrieb: „Herr Lieutenant Bonnet will einen Walzer mit dir spielen.“

Ein Lächeln glättete das faltige Antlitz der alten Dame.

„Herr Bonnet wird aber lieber tanzen, das paßt besser für sein Alter.“

„Was soll ich schreiben?“ fragte Julia.

„Daß ich lieber mit ihr einen Walzer spielen würde.“

Julia schrieb, wie er wünschte, und Frau Amilhau erwiderte: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig, Herr Lieutenant.“

Agnes trat herzu und fragte, wovon man spräche. Ihre Schwester sagte ihr, um was es sich handle, worauf sie lachend ausrief: „Das ist nett von Herrn Bonnet.“

Dann nahm sie die Tafel und schrieb ihrer Großmutter auf: „Daß ihn nur mitspielen, das macht mehr Lärm.“

Am Klavier neben der Großmutter konnte Bonnet die Tänzer viel besser beobachten, als wenn er selbst tanzte. Die Thür des Salons bildete eine Art Rahmen, so daß das Kloster mit seinen von Grün und Blumen berankten Wänden, seinen Lampionsguirlanden, seiner blauen, sternfunkelnden Decke, mit den gotischen Fenstern, auf die das Mondlicht seinen silbernen Schein warf, was seltsam mit dem rötlichen Glanze der Kerzen kontrastierte, mit dem Gewoge der tanzenden Menschen — ein geradezu reizendes, merkwürdiges und originelles Bild abgab.

Als er nun die Gruppen im einzelnen beobachtete, fiel ihm besonders die reizende und außergewöhnliche Anmut der jüngeren Schwester auf; sie tanzte bald mit diesem, bald mit jenem, und glich mit ihrem freudestrahlenden Gesichte und

ihrem lieblichen Lächeln jener Verkörperung der „Liebe“, von der der Dichter sagt: „Jeder hat seinen Anteil daran, und doch besitzt jeder sie ganz.“ Sie war liebenswürdig gegen alle, aber gegen den einen nicht mehr als gegen den andern, sie war ebenso freundlich mit dem Oberstlieutenant wie mit dem jüngsten Lieutenant, aufmerksam gegen die Alten wie gegen die Jungen; doch keiner konnte sich rühmen, von ihr bevorzugt zu werden. Herr von Rosseline, der sich zweifellos auf Grund seiner Ueberlegenheit als Pariser annahm, Agnes mehr zu feiern als die andern, machte vergeblich den Versuch, sich mit ihr auf vertraulichen Fuß zu stellen, sie behandelte ihn wie die andern, durchaus nicht liebenswürdiger.

Wenn es nach den jungen Offizieren und allen Damen gegangen wäre, hätte man bis in den Tag hinein getanz; aber der Oberstlieutenant, Major Collas und Hauptmann von Genevrais, die mehr als dreißig Jahre auf dem Rücken hatten, erinnerten daran, daß man am andern Tage früh aufstehen müßte, und so begaben sich alle in das Speisezimmer, wo während des Tanzes das von Drapier in Aussicht gestellte Souper aufgetragen war: kalter Puter, ein schönes Filet in Gallert und eine jener prachtvollen Entenleberpasteten, welche ein Stolz La Feuillades sind, dazu gab es Weißwein von Fräulein Julia Dorats Weinbergen.

Wie immer, setzte sich Julia links neben ihre Großmutter, so daß sie alles sofort aufschreiben konnte, was die alte Dame von der Unterhaltung interessieren mochte, und bat Bonnet, an ihrer andern Seite Platz zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Alle verabschiedeten sich zu gleicher Zeit, doch draußen trennte man sich bald, da jeder den Weg einschlug, der ihn am schnellsten nach Hause führte. Bonnet und Drapier, welche beide am andern Ende der Stadt wohnten, gingen zusammen. Sie mußten etwas langsam gehen, damit Frau Drapier mitkommen konnte.

„Siehst du, so geht es, wenn man verheiratet ist,“ sagte Drapier zu seinem Kameraden, „um Polka und Walzer zu tanzen, hat meine Frau noch Kraft genug in den Füßen gehabt,



und wenn die Sache bis in den Tag hinein gedauert hätte; nun sie aber gehen soll, kann sie nicht mehr vorwärts und läßt sich von mir ziehen."

"Das schlechte Pflaster ist daran schuld," antwortete sie sanft.

Das Pflaster von Kieselsteinen aus dem Flußbett ist in der That sehr unangenehm für die Füße, aber mehr noch als durch die Kiesel wurde sie zu dieser Antwort durch den Wunsch bewogen, ihren Mann milder zu stimmen.

"Wenn man leicht und flügge ist," fuhr sie ebenso fort, "kommen einem die Steine nicht hart vor, wohl aber, wenn man unbeholfen und ungeschickt ist!"

"Ja, das ist es," erwiderte Drapier gelassen, "wenn man ungeschickt ist!"

Bonnet wußte, daß Drapiers kaum zehn Monate verheiratet waren, und fand die junge Frau, wenn auch nicht gerade sehr hübsch, so doch anmutig und nett, deshalb war er von dieser herben Bitterkeit, die bei seinem alten Kameraden zu Tage trat, aufs höchste überrascht. Früher besaß Drapier doch einen so zufriedenen Charakter, war immer guter Laune, überhaupt ein netter Kerl. Was mochte da vorgefallen sein?

Während des Manövers hatte Drapier seine Frau kennen gelernt. Eines Abends war er auf einem großen Pacht-hofe einquartiert worden. Bei Tische erschien ein junges Mädchen, welche sich von einer Bauerntochter höchst vorteilhaft durch ihre hübsche Erscheinung, ihr gebildetes Wesen, ihre guten Manieren und ihre verständige Unterhaltung unterschied; der Vater sah aus wie ein wohlhabender, behäbiger, offenerziger Biedermann, die Mutter wie die gutmütigste Frau auf der Welt. Im Stalle standen schöne Ochsen und starke Pferde; die Scheunen waren reich gefüllt, die Wagen in gutem Zustande und das Land trefflich bestellt. Das junge Mädchen hatte einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte die Genugthuung gehabt, zu bemerken, daß auch er ihr nicht gleichgültig geblieben war. Er war dann noch einmal zur Jagd wiedergekommen, und dann noch einmal.

Gerade damals fing er an, das Kasino- und Restaurant-leben satt zu haben, der Junggesellenstand gefiel ihm nicht mehr. Das Beispiel mehrerer Kameraden, die sich kürzlich verheiratet hatten, reizte ihn zur Nachahmung. Warum sollte er es nicht so machen, wie sie? Das junge Mädchen war ohne Frage reizend, und als er länger darüber nachdachte,

während er von ihr fort war, und sich ihr Bild in Gedanken zu rekonstruieren suchte, wenn er sie nicht sah, so entdeckte er an ihr alle möglichen guten Eigenschaften, die er anfangs gar nicht gesehen hatte. Allerdings würde sie ihm nicht ein solches Vermögen zubringen, wie er es in seinen kühnsten Träumen erwartet hatte, aber sie würde ihm doch wenigstens ein sorgenloses, festes Auskommen verschaffen — und mehr konnte er ja auch vernünftigerweise nicht verlangen, da er selbst weiter nichts als Schulden hatte.

So hatte er geheiratet. Aber an Stelle des sorgenlosen Lebens, was er erhofft hatte, führte er jetzt eine jammervolle Existenz. Die obligatorische Mitgift von dreißigtausend Franken, welche durch eine fingierte Hypothek sichergestellt war, war nicht ausbezahlt worden, Zinsen gab es auch nicht, der „wohlhabende, behäbige, offenerzige“ Schwiegervater war bankerott und außerdem ein ganz geriebener Bauer. Drapiers Schulden aus der Junggesellenzeit waren noch angewachsen durch die Ausgaben, die er gemacht hatte, um seiner Frau eine Einrichtung zu verschaffen, einen Salon, den sie sich vor allen Dingen gewünscht und von dem sie während der ganzen Verlobungszeit geschwärmt hatte. Das Glend und die Enttäuschung hatten diese Bitterkeit und Verstimmung in dem Benehmen des Mannes gegen seine Frau und diese resignierte Sanftmut in dem der Frau gegen ihren Mann hervorgerufen.

Um den Streit nicht weiter gehen zu lassen, sprach Bonnet schnell von etwas anderm.

„Welch reizende Häuslichkeit haben wir eben verlassen!“ sagte er.

„So ist es dort immer,“ erwiderte Drapier.

„Die schöne Agnes hat wohl Eindruck auf Sie gemacht?“ meinte Frau Drapier.

„Sie ist sehr nett,“ antwortete Bonnet, „die ältere mag ich aber ebenso gern leiden.“

„Bravo!“ rief Drapier, „du bist ein praktischer Mensch, du hast einen soliden Geschmack. Sie hat nämlich Geld, und beim Heiraten, lieber Junge, muß man vor allen Dingen auf den Geldbeutel sehen.“

Drapier sagte dies mit einer Bitterkeit, die Bonnet unangenehm berührte.

„Wie kannst du nur glauben,“ sagte er dann, „daß ich an den Geldbeutel des Fräuleins denke! Wie heißt sie doch gleich? Fräulein Dorat, nicht wahr?“

„Julia Dorat.“

„Ich habe mich nie viel um Geld und Geldbeutel bekümmert,“ fuhr Bonnet fort.

„Das kann noch kommen, und zwar wünsche ich es dir!“

„Nicht wahr, Fräulein Julia mit ihrer Güte, ihrer Freundlichkeit und ihrer guten Laune ist geradezu entzückend,“ sagte Frau Drapier.

„Am meisten hat mir an ihr gefallen, daß sie ihrer Großmutter so viel Rücksichten und zärtliche Ehrerbietung erweist. Ich habe es immer häßlich gefunden, wie man zuweilen mit alten Leuten umspringt. Wenn man sie in ihrem Winkel sitzen läßt, gar nicht acht gibt auf das, was sie sagen, ihnen nicht antwortet und sie behandelt, als ob sie schon Mummien wären, indem man gleichgültig oder mürrisch, ja sogar verächtlich auf sie herabsieht, so zeugt das von einer großen Gefühllosigkeit und verletzt mich.“

„Die sanfte Julia verdient noch mehr Anerkennung wegen der Rücksichten, die sie nimmt, wenn man bedenkt, daß sie gar nichts von ihrer Großmutter zu erwarten hat,“ sagte Drapier, „die gute Alte hat nichts, nicht mehr wenigstens als Frau von Bosmoreau und die schöne Agnes.“

„So ist Fräulein Julia die richtige Eigentümerin dieses reizenden Hauses?“

„Sawohl,“ antwortete Drapier, „sie hat uns das Souper gegeben . . .“

„Und uns tanzen lassen,“ fuhr seine Frau fort.

„Es stand in alten Zeiten,“ deklamirte Drapier mit theatralischer Betonung und fuhr dann in seiner gewöhnlichen Sprache fort, „das heißt vor fünfundzwanzig Jahren lebte in La Feuillade ein biederer Gerichtsrat mit seiner biedereren Frau — Frau Amilhau, die du eben gesehen hast. Sie hatten eine schöne Tochter zu verheiraten, aber, wie's im Liede heißt, 'ohne einen Pfennig Geld'. Diese Armut schreckte einen jungen Gutsbesitzer, Namens Dorat, nicht ab, denn er bezog von seinen Ländereien und Weinbergen, seinem Walde, seinen Wiesen und Gebäuden — auch das, wo wir herkommen, gehörte ihm — eine Rente von einigen zwanzigtausend Franken. Er verliebte sich in das anmutige und liebreizende Fräulein Amilhau und hielt um ihre Hand an. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß Eltern und Tochter ihn mit offenen Armen aufnahmen. Dorat war der Sohn einfacher Bürgerleute, die ursprünglich Bauern gewesen waren,

hatte von seinen Vorfahren aber nicht nur Renten geerbt, nein, sie hatten ihm auch eine gute Dosis Klugheit und Berechnung mitgegeben. Als er aus Liebe ein Mädchen ohne Mitgift heiratete, traf er Vorsichtsmaßregeln, daß sein Vermögen niemals gefährdet werden konnte. Gute Notare arbeiteten einen vorzüglichen Heiratskontrakt aus, und der Gerichtsrat konnte nichts im Interesse seiner Tochter durchsetzen, die ja allerdings gar nichts in die Ehe einbrachte. Da mußte es ihr überlassen bleiben, sich durch das Testament ihres Mannes das zu verschaffen, was ihr der Heiratskontrakt versagte. Es wäre ihr auch wohl gelungen, da sie klug und liebenswürdig war, wenn sie Zeit dazu gehabt hätte. Aber es war kaum ein Jahr seit ihrer Hochzeit verflossen, da warf eine heftige Lungenentzündung Herrn Dorat aufs Krankenzimmer und er starb, ohne ein Testament gemacht zu haben. Als Universalerin hinterließ er seine Tochter Julia Dorat, die damals zwei Monate alt war . . . und Frau Dorat besaß nicht einen Heller."

"Sie hatte doch wenigstens den Nießbrauch am Vermögen ihrer Tochter?" unterbrach ihn Bonnet.

"Natürlich; ich sehe, daß du in den Gesetzen beschlagen bist, nun wollen wir dich aber 'mal examinieren, ob du in ihren Feinheiten und Ausnahmen Bescheid weißt!"

"O nein, gewiß nicht."

"Nur Geduld. Obwohl du erst heute die Bekanntschaft der Mutter Julias und ihrer Schwester gemacht hast, so mußt du doch schon ein Urtheil über ihren wahren Charakter besitzen; sie ist eine brave Frau, mit zufriedennem Gemüthe, schwachem Verstande und noch schwächerem Herzen. Damals besaß sie außerdem ein gefühlvolles, liebebedürftiges Temperament, welches an einer so kurzen Ehe längst nicht genug hatte — denn hatte sie länger als die Flitterwochen gedauert? Zwei Jahre nach ihres Mannes Tode lernte sie einen Rittmeister von den Kürassieren kennen, welcher zu demselben Genre, wie unser Oberlieutenant gehörte; er war sehr stattlich und ihn umschwebte der Nimbus des Kürassierhelmes und des Wörtchens 'von'. Es war Herr von Bosmoreau. Er kam, er sah, er siegte, und zwar ohne Kampf, da es mit ihrem Verstande nicht mehr ganz gut bestellt war. Eine junge Witwe mit zwanzigtausend Franken Rente auf fünfzehn Jahre konnte Herrn von Bosmoreau schon reizen, besonders da er sich bereits bedenklich den Vierzigern näherte,

und außerdem total ruiniert war. Schnell schritt man zum Altar; die Witwe hatte es ebenso eilig, wie der Kürassier . . . Du unterbrichst mich nicht?"

"Nein, weshalb?"

"Weil du das Gesetz kennst."

"Ich sehe nichts Gesetzwidriges in dem, was du erzählst."

"Das beweist, daß du im Gesetze genau so gut und so schlecht Bescheid weißt, wie der Rittmeister und die Witwe, und wie ich, bevor mir diese Geschichte bekannt ward. In dem Augenblick, wo sie Hochzeit machen wollen, platzt die Bombe. In einem Artikel des Code civile steht nämlich ganz versteckt ein kleiner Satz, der sehr unschuldig aussieht und besagt, daß der der Mutter zustehende Nießbrauch am Vermögen ihrer Kinder in dem Fall aufhören soll, wenn sie sich zum zweitenmal verheiratet. Die beiden hatten sich aber schon so weit miteinander eingelassen, daß sie nicht zurücktreten mochten; die Witwe liebte ihren schönen Kürassier und Herr von Bosmoreau war stets ritterlich, wenn er sich lächerlich zu machen fürchtete. So kommt die Heirat zustande und Frau von Bosmoreau hat keine andern Existenzmittel, als eine Pension, die ihr Julius Familienrat zubilligt und zwar zum Zweck von Julius Erziehung. Begreiflicherweise hat diese Pension, trotzdem sie sehr reichlich bemessen war, Julius Revenüen keinen Abbruch gethan; im Gegenteil, was übrig blieb, wenn man die Pension von ihrer Rente abzog, wurde alle Jahre auf Zinsen gelegt und so kommt es, daß ihr Vermögen, welches beim Tode ihres Vaters nur etwa zwanzigtausend Franken Zinsen abwarf, heute dreißig- bis fünfunddreißigtausend Franken Rente gibt . . . Erst als Julia achtzehn Jahre alt geworden war, begann das angenehme Leben, wovon du heute abend eine Probe gehabt hast. Bis dahin hatten sie sehr eingezogen in den Städten gelebt, wo gerade die Garnison des Rittmeisters lag, der mittlerweile zum Eskadronschef avanciert war. Sobald Julia dagegen Herrin ihres Vermögens ward, beschloß sie, ihre Einkünfte zum Wohle der Ihrigen zu verwenden, und so zog man nach La Feuillade zurück. Leider wurde der Kürassier dieses unverhofften Glückes nicht froh, denn er starb kurze Zeit nachher."

"Das ist Pech!"

"Jetzt siehst du doch ein, daß ich dich mit Grund darauf aufmerksam machte, daß Julia den Geldbeutel hat. Indessen

will ich dir noch zum Troste sagen, wenn du dich in die schöne Agnes verliebt haben solltest . . .“

„Ich habe mich in keine verliebt, ich habe nie daran gedacht, mich zu verheiraten, das stimmt nicht mit meinen Plänen als Soldat.“

„Meinetwegen, du sollst nur wissen, daß auch die schöne Agnes nicht mittellos ist, denn Julia gibt ihr eine Aussteuer von hunderttausend Franken mit.“

„Welch ein prächtiges Mädchen!“

„Julia liebt ihre Schwester sehr; sie hat gleichsam Mutterstelle an ihr vertreten, hat sie erzogen und unterrichtet, und kann sie jetzt um so weniger im Stiche lassen, da die Mutter, aus gewissen Gründen, nicht mehr mitzählt.“

„Wahrhaftig, wenige Schwestern würden so gehandelt haben.“

„Wohl möglich! Im übrigen muß ich gestehen, daß mir großmütige Seelen nicht gerade sehr imponieren. Sie sind so, weil es ihnen eben Spaß macht.“

„Die Ansichten sind verschieden.“

Während dieser Unterhaltung waren sie auf die Promenade gekommen, wo die Musik gespielt hatte. Zu dieser späten Stunde war natürlich kein Mensch mehr zu sehen, aber es war dort doch nicht so still, wie in den Straßen, durch die sie eben gegangen waren. Von weitem hörte man den Schall von Stimmen und auf den Sand der Allee fiel hie und da Lichtschimmer, welcher aus dem Saale kam, worin vorhin die Gesellschaft stattgefunden hatte.

„Es sind noch nicht alle fortgegangen,“ sagte Bonnet.

Jemand sang:

„Oh, wie schön ist Benedig!“

„Das ist Hauptmann Roussel,“ sagte Drapier, „er singt Romanzen von 1850.“

Jetzt erschallte eine andre Stimme:

„Der Wasserträger lief sofort

Zornig zum Gendarmen dort;

— Wer bezahlt mir denn mein Wasser?

Donnerwetter, noch einmal!

Wer bezahlt mir denn mein Wasser?

Donnerwetter, ja!“

„Jetzt singt der Oberstabsarzt Montariol,“ sagte Drapier, „der Hauptmann ist gefühlvoll, der ‚Ober‘ burlesk. So antworten sie sich nun, wie die Schäfer in den Idyllen.“

Sie waren stehen geblieben und sahen nach den Fenstern hinauf. Zwei Spießbürger gingen an ihnen vorbei, sie hatten Reisetaschen in der Hand und wollten augenscheinlich zum Bahnhof; einer von ihnen warf einen Blick auf die erleuchteten Fenster und murmelte: „'s ist doch kaum zu glauben!“

Sechstes Kapitel.

Um zwölf Uhr am andern Mittage schellte Bonnet an der Thür des Obersten, welche durch das den Bürgersteig versperrende Schilderhaus erkennbar war.

Der Oberst war ausgegangen, hatte aber hinterlassen, daß er bald wiederkommen würde und daß die Herrschaften, die ihn sprechen wollten, doch auf ihn warten möchten.

Bonnet wurde in ein Zimmer zu ebener Erde geführt. Es war ein Bureau oder ein Arbeitskabinett und lag voller Zeichnungen, Akten und Karten. Um sich die Zeit zu vertreiben, ging Bonnet ans Fenster, welches auf einen kleinen Garten oder vielmehr Hinterhof hinausging, in dessen Mitte ein Baum stand und an dessen Wänden einige Sträucher gepflanzt waren. Die beiden Flügel des Fensters standen offen, aber ein Rouleau aus Vinen war herabgelassen, so daß im Bureau ein Halbdunkel herrschte.

Bonnet hatte einige Minuten am Fenster gestanden, als ein Kind von sechs bis sieben Jahren den Hofraum betrat. Hinter ihm her lief ein Tier mit schlanken Formen und sanften schönen Augen, welches ein gewöhnlicher Franzose gewiß befremdet angestarrt hätte, während ein Afrikaner, wie Bonnet, sofort wußte, daß es eine Gazelle war. Er schenkte dem Tiere weiter keine Aufmerksamkeit, sondern beobachtete den Knaben: vermutlich der kleine Daniel, der Sohn des Obersten. Es war ein niedlicher, zart aussehender, kleiner Bursche, mit langen blonden Locken, die ihm bis zur Schulter gingen. Seine Augen waren beinahe ebenso sanft und schön, wie die der Gazelle, nur etwas lebhafter, glänzender und unaufhörlich in Bewegung. Auf dem Kopfe hatte er ein Käppi mit goldenen Borten und an seinem Gürtel trug er einen kleinen Säbel aus Blech.

Er setzte sich unter den Baum, spielte ein paar Minuten mit der Gazelle, was ihm aber bald nicht mehr zu gefallen schien, denn plötzlich rief er: „Leplu.“

Eine Stimme antwortete: „Hier, Herr Daniel, hier.“

Ein Pionier, der schon zum zweitenmal kapituliert hatte, stand gleich darauf im Hof, die Hände an der Hosennaht, die Füße rechtwinklig zu einander.

„Was ist los, was ist los, Herr Daniel?“

„Du sollst von der Beresina erzählen.“

„Heute nicht, Herr Daniel, es geht wirklich nicht. Heute morgen hab' ich schon beim Scheibenschießen ansagen müssen, dazu die Hitze und der Staub; ich kann's nicht mehr mit der Stimme zuwege bringen.“

Daniel zuckte die Achseln und sagte: „Alter Schlauberger!“

„Aber, Herr Daniel.“

Ohne ihm zu antworten, rief der Knabe: „Françoise.“

Diesmal erschien eine Köchin in einer großen weißen Leinenschürze.

„Bring ein Glas Weißwein für unsern alten Leplu, dann sollst du auch von der Beresina hören.“

„Ich will gern ein Glas Weißwein für unsern alten Leplu holen, die Geschichte von der Beresina habe ich aber schon über zehnmal gehört.“

„Das macht nichts.“

Die Köchin kam bald mit einem vollen Glase wieder, der Pionier setzte es an und trank es in einem Zuge, ohne abzusetzen, aus.

„Wissen Sie, Herr Daniel,“ sagte er, „es ist nicht wegen des Weines, aber ich konnte doch mit so rauher Stimme nicht von Napoleon dem Ersten, dem Kaiser der Franzosen, erzählen, denn von ihm werde ich die Ehre haben zu sprechen.“

Als der Pionier seine Geschichte anfangen wollte, schloß ihm Daniel mit einer Handbewegung den Mund.

„Warte noch etwas, wir müssen erst einen Posten ausstellen, daß wir nicht gestört werden.“

„Das versteht sich von selbst.“

Das Kind ging in den Stall, holte ein riesiges Kaninchen, ließ es „hübsch“ machen und gab ihm ein kleines Gewehr in die Vorderpfoten.

„Die Order ist, niemand einzulassen.“

„Selbst wenn es der ‚kleine Korporal‘ wäre,“ fügte Leplu hinzu.

„Die Parole ist: Frankreich und Lothringen.“

Daniel hatte noch nicht alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, er ging in die Küche und trug eine große afrikanische Katze auf dem Arm, die mehr wie ein kleiner Panther, als wie eine Hauskatze aussah; denn sie hatte einen gedrungeneren Körper, einen größeren Kopf, einen schwarzgeringelten Schwanz, der in seiner ganzen Länge gleich dick blieb und an der Spitze nicht dünner wurde, und ein sehr böses Auge, kurz es war ein ziemlich ekliges Tier, das manchen Rekruten in die Flucht geschlagen hätte.

„Jetzt kannst du anfangen,“ sagte Daniel, nachdem er die Katze auf den Schoß genommen hatte.

„Also, die Armee zog sich zurück. Das kann übrigens jedem passieren, mir ist es auch schon so gegangen, wie Sie mich da sehen, Herr Daniel. Es schneite, es fror ganz entsetzlich und so ging es schon Tag um Tag, Nacht um Nacht, man hat niemals gemußt, wie lange es gedauert hat, jedenfalls aber sehr lange. Man war an einen Fluß gekommen, der hohen Eisgang hatte, und dahinüber mußte man. Deswegen wurde eine Brücke auf Stützen aufgebaut — wissen Sie, was das ist, Herr Daniel?“

„Weiter!“

„Aber es war Gefahr vorhanden, daß die Eisschollen die Stützen umrissen, deshalb war ein Pionier in den Fluß gestiegen, in denselben, den die Russen die Beresina nennen, und hieb, bei der Kälte, bis zum Barte im Wasser stehend, mit einer Stange die Eisschollen kaput. Der Kaiser kommt und bemerkt sofort den Pionier. — Was glauben Sie wohl, was für einen Blick er hatte? Dafür war er aber auch Napoleon der Erste, der Kaiser der Franzosen. ‚Wer ist der da?‘ sagt der Kaiser zu dem kommandierenden General. ‚Leplu,‘ sagt der General. — Mein Großvater — der war es nämlich — hieß auch schon Leplu. — ‚Das dachte ich mir wohl,‘ sagt der Kaiser, ‚wenn er mich aufgesucht hätte, würde ich ihm einen Orden gegeben haben; nun, wenn er um den einen gekommen ist, so soll er jetzt ‚zween‘ haben.‘ Dies sind des Kaisers eigne Worte, die der General meinem Großvater wiedergefagt hat, wie ich, sein Enkel, sie Ihnen, Herr Daniel, dem Sohne meines Obersten“ — dabei grüßte er militärisch — „allein zu dem Zwecke wiedererzähle, damit Sie sie Ihren Kindern wiederholen sollen — das heißt natürlich später.“

Bei dieser Stelle von Leplus Erzählung wurde die Thür

des Arbeitskabinetts geöffnet, und Bonnet vernahm nichts weiter.

Der Oberst war eingetreten: „Ah, da sind Sie, mein lieber Bonnet! Es thut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen. Bevor wir miteinander plaudern, bitte ich noch für einige Minuten um Verzeihung, ich möchte gern zusehen, wie es meinem Jungen geht, der mittlerweile aufgestanden sein muß.“

„Ich glaube nicht, daß Herr Oberst zu ihm gelangen werden,“ antwortete Bonnet lächelnd, „denn ein Kaninchen steht Posten und hat den Befehl, niemand passieren zu lassen, selbst wenn es der kleine Korporal wäre.“ Zum Glück habe ich die Parole aufgefangen: „Frankreich und Lothringen.“

„Er ließ sich wohl eine Geschichte erzählen?“

„Zawohl die Geschichte von der Berefina. Ein Pionier erzählt sie ihm und bringt dabei einige Worte Napoleons des Ersten vor.“

Der Oberst ging in den Hof, gab Daniel einen Kuß und erschien wieder im Bureau, dessen Fenster er schloß.

„Sie sehen in mir einen schwachen Vater, mein lieber Bonnet, der stets in Sorge um sein liebes Kind ist.“

„Aber mir scheint, der kleine Bursche steckt voll Leben.“

„Zawohl, voll Leben, aber voll fieberhaften Lebens, das ihn aufzehrt, nicht voll Kraft und Ruhe, wie ich's gewünscht hätte. Wir sind eine Soldatenfamilie. Mein Großvater diente, wie mein Vater und ich. Ich sähe gern, daß mein Sohn auch Soldat würde, und da ist es meine stete Angst und Sorge: wird er die Kraft dazu haben? — Doch wir wollen nicht von mir, wir wollen von Ihnen sprechen.“

Der Oberst hatte, während er dies sagte, seinen Säbel an einen Garderobenständer gehängt und setzte sich nun rittlings auf einen Stuhl, Bonnet gegenüber. Er gab in seinem ganzen Wesen, dem Tone, den er anschlug, dadurch, wie er Bonnet ansah, deutlich seine Absicht zu erkennen, daß er jetzt nicht der Höhergestellte sein wollte. So stramm und „kommisig,“ wie er im Dienst war, so wenig kehrte er im Privatverkehr den Vorgesetzten heraus, und seine Freimütigkeit und Liebenswürdigkeit hatten ihm die Herzen seiner meisten Offiziere gewonnen, die stets sicher sein konnten, den Kameraden in ihm zu finden, wenn der Oberst nichts mehr zu sagen hatte. Dabei war er ein Kamerad von hervorragendem Verstande, ein charaktervoller Mann und ein Mensch von Herz

und Gemüt, der von andern nur verlangte, was er selbst zu bieten vermochte.

Einige behaupteten allerdings, daß er ein Streber sei und alles daran setzte, um seine fünf Goldtressen auf dem Ärmel gegen die silbernen Sterne vertauschen zu können, und daß er mehr aus blindem Ehrgeiz als aus Patriotismus das Regiment abhezte und sich selbst des Nachts lahm und krumm schriebe, nachdem er den ganzen Tag „geschuftet“ hätte — aber aus diesen Worten sprach nur die stille Wut derer, die er getadelt hatte, oder die Unzufriedenheit derjenigen, die es nicht weit gebracht hatten, oder die reine Lust an der Opposition.

Wenn er sich mit allen möglichen Schreibereien beschäftigte, so that er das nicht aus Leidenschaft, sondern weil er den Hagel von Schriftstücken beantworten mußte, der von Jahr zu Jahr stärker und erdrückender auf die Obersten herniederprasselt, und weil er andern nicht überlassen wollte, was er selbst thun mußte. Auf dem Büreausessel hatte er seinen Rang nicht erworben und jede seiner Tressen war vom Pulverdampf blutiger Schlachten geschwärzt, in Mexiko und Lothringen, an der Loire und in Afrika. Nicht allein in seinen Personalkarten waren seine Verwundungen verzeichnet, sondern eine große Schmarre ging quer über seine Backe und stand seinem energischen Gesichte ausgezeichnet. Das war ein Soldat in des Wortes bester Bedeutung, und zu seinem ruhigen und entschlossenen Charakter paßte so recht das scharf geschnittene prächtige Profil, das treue, mutige Auge und sein einfaches, offenes Wesen.

Es war allbekannt, daß das Regiment in sehr verwahrlostem Zustande gewesen war, als er es bekam. Sein Vorgänger hatte zu der alten Sorte der „Drückeberger“ gehört, deren Motto ist: „Zieht euch nur einigermaßen aus der Affaire!“ Aus Gleichgültigkeit und Lässigkeit hatte er alles seinen Offizieren überlassen und sich mit seinem Lieblingsworte der Sorgen und der Verantwortlichkeit seiner Stellung enthoben. Derjenige, der sich „aus der Affaire ziehen“ mußte, war sein Nachfolger, der ein Regiment vorfand, in dem alles drunter und drüber ging und alles, Menschen und Material, wieder in Ordnung gebracht werden mußte. Und daran gab er sich nun, sowie er angekommen war, mit einem Eifer und einer unermüdlichen Kraft, die weder die Abgestumpftheit der seit lange eingewurzelten Bummellei, noch der stille Widerstand des schlechten Willens, der sich Tag für Tag zeigte,

erschöpfen konnte. Der soldatistische Geist war seine Religion und er wollte, daß sie auch die seiner Offiziere würde, der sie alle mit Leidenschaft anhängen sollten. Obwohl er aus einem Lande stammte, welches der Krieg von 1870/71 preußisch gemacht hatte, führte er niemals das Wort „Revanche“ im Munde, aber er hatte so eine eigne Art, wenn er zu seinen Offizieren sagte: „Meine Herren, lassen Sie uns arbeiten!“ die der besten patriotischen Rede gleichkam und zugleich darthat, daß man bei ihm nicht vor Gleichgültigkeit einschlafen konnte.

Er saß einige Schritte von Bonnet entfernt und betrachtete ihn von Kopf bis zu Fuß, er schaute ihm ins Auge und musterte dann alle Einzelheiten seiner Uniform, als wenn er etwas suchte, das ihm auf eine unbestimmte Frage Antwort geben sollte.

Sedoch lag in diesen musternden Blicken für den Lieutenant durchaus nichts Peinliches oder Unbehagliches. Er war darüber allerdings etwas erstaunt, aber gar nicht beunruhigt. Er hatte sich selbst genau im Spiegel betrachtet, nachdem er sich angezogen hatte, und war ganz sicher, daß sein Anzug tadellos war. Außerdem gehörte doch Oberst Bayon nicht zu den Vorgesetzten, wie er sie schon gehabt hatte, die einen Offizier zu sich hinbestellen, um zu sehen, ob er einen vorchriftsmäßigen Kragen hat oder nicht, und ihn in letzterem Falle in Arrest stecken. Uebrigens brauchte er ja nur zu warten, der Oberst mußte ja endlich reden.

Es blieb auch nicht länger aus.

„Als wir uns kennen lernten,“ sagte der Oberst, „standen Sie nicht unter meinem Befehl, und so hatte ich bei Ihnen nichts weiter zu suchen, als was ich sah. Und, wie jeder mann, sah ich, daß Sie ein kluger und fleißiger junger Herr waren, ein Offizier, der eine Zukunft vor sich hat.“

Bonnet verbeugte sich.

Der Oberst fuhr fort: „Sie hatten meine volle Sympathie. Da wurden Sie in mein Regiment versetzt, und als ich Ihre Zeugnisse sah, war ich überrascht, daß sie durchaus nicht mit der Meinung im Einklang standen, die ich von Ihnen hatte. Wie kommt das? Das sollen Sie mir erklären, und deshalb habe ich Sie gebeten, zu mir zu kommen, ich sage es Ihnen ganz offen. Ich hätte Sie ja allerdings auch beobachten können, aber das hätte so verdächtig geschmeckt und wäre Ihnen zweifellos ebenso peinlich gewesen, wie mir.“

Siebentes Kapitel.

Bei den ersten Worten des Obersten fühlte Bonnet, daß er erröthete und beinahe gleich hinterher ganz blaß wurde, und dies war um so peinlicher für ihn, als er beides den forschenden Augen Bayons nicht zu verbergen vermochte.

„Verstehen Sie mich recht, lieber Bonnet,“ sagte der Oberst, „nur das Interesse, welches Sie mir einflößen, diktiert mir diese Fragen. Ich habe durchaus kein Recht, dieselben an Sie zu richten, Sie dagegen sind vollkommen berechtigt, mir nicht darauf zu antworten. Ich habe gefunden, daß dasjenige, was man von Ihnen spricht, nicht mit der Meinung, die ich von Ihnen hegte und noch hege, übereinstimmt, ich wollte Ihnen Gelegenheit geben, mir diesen Mißklang zu erklären, sehen Sie, das ist alles. Sie allein haben zu entscheiden, ob Sie sprechen oder schweigen wollen. Ich will mich um alles in der Welt nicht in Ihre Geheimnisse drängen, wenn Sie welche haben. Um Sie beurteilen zu können, würde ich Ihnen alles bewilligen, was Sie von mir verlangten.“

Die Verwirrung und die Bedenken, die den Lieutenant anfangs befallen hatten, waren verschwunden.

„Ich verlange nichts vom Herrn Oberst,“ rief er, „denn wenn ich nicht mit Freimut und einem offenen Geständnis auf Ihre Fragen antwortete, würde ich mich Ihrer großen Güte vollständig unwerth zeigen. Halten Sie es meiner unglückseligen Schüchternheit zu gute, wenn ich einen Augenblick damit gezögert habe. Ein thörichter Stolz, eine alberne falsche Scham schlossen wir die Lippen, als ich sie öffnen mußte, um Ihnen aus vollem Herzen zu danken.“

Er hielt einen Augenblick inne, ohne daß man ihm die falsche Scham, deren er sich anklagte, angemerkt hätte. Dann begann er: „Ich bin keiner vornehmen Familie entsprossen, im Gegentheil, meine Vorfahren waren Bauern und mein Vater, der noch lebt, ist Müller an der Rüste der Vendée. Er ist kein reicher Müller, der die Arme übereinander legt und auf den Treppen einer schönen, nach englischem Muster eingerichteten Fabrik spazieren geht, sondern ein armer, unbedeutender Müller, der ganz ohne Gehilfen seine Mühle nach dem Winde dreht, und ebenso ohne Gehilfen auf seinem Maultier das Getreide von den Bauern holt und das Mehl

wieder zurückbringt und dabei mit der Peitsche knallt. Dort in der Mühle bin ich groß geworden; habe meinem Vater bei der Arbeit geholfen, sobald ich alt und kräftig genug dazu war, und lauschte seinen Erzählungen von den Kriegen in Afrika, wenn wir mit unserm Maulthier durch die Hohlwege zogen. Mein Vater ist Soldat gewesen, hat aber seine Dienstzeit nicht in einer Garnisonsstadt verlebt, sondern der Zufall hatte ihn nach Afrika geschickt, wo er bald hierhin, bald dorthin gekommen war, so daß er gegen das militärische Leben mit seinem langweiligen Einerlei durchaus keinen Widerwillen empfand, sondern sogar bei den mannigfachen Abenteuer in Feindes Land ungeheuer gern diente. Herr Oberst wissen besser als ich von den Feldzügen Bugeauds Bescheid, die er nach seiner Ernennung als Generalgouverneur führte. Die Erzählungen meines Vaters von diesen Kriegen und Schlachten haben mich als Kind in den Schlaf gewiegt und haben aus mir einen Soldaten gemacht. Gerade so, wie ich eben Ihren Sohn zu dem Pionier sagen hörte: „Erzähle mir von der Beresina“, sagte ich zu meinem Vater, wenn ich ihn guter Laune sah: „Erzähle mir von Isly“. Dann erzählte er mit großem Vergnügen, und von den Geschichten in Afrika kam er oft auf die Kriege in der Vendée zu sprechen, in denen mein Großvater mitgefochten hatte.“

„Ich habe an mir selbst erfahren, welchen Einfluß auf unser ganzes Leben diese ersten Kindheitseindrücke haben können.“

„Was mich betrifft, so waren sie stark genug, um andre Eindrücke niederzuhalten, welche nach der entgegengesetzten Seite hin zielten. Obwohl ich meinem Vater bei der Arbeit helfen mußte, wurde ich doch in die Schule geschickt, und wohl infolge einer besonderen Befähigung machte ich mit elf Jahren keine orthographischen Fehler mehr und hatte alles gelernt, was unser alter Schulmeister von der Arithmetik verstand. Ich hatte einen Onkel, einen Bruder meiner Mutter, welcher in einer kleinen benachbarten Gemeinde Pfarrer war. Derselbe war ganz erstaunt über meine Fortschritte und erklärte feierlichst, ein Kind mit solchen Anlagen dürfe nicht Müller werden; er erbot sich deshalb, mich bei sich aufzunehmen und zu unterrichten. Mein Vater wollte erst nicht recht, wurde dann aber von meiner Mutter für den Vorschlag gewonnen und willigte ein. Ich verließ unsre Mühle und ging zu meinem Onkel, wo ich des Morgens bei der Messe

antwortete und den Tag über Griechisch und Lateinisch lernte. Da er sich viel Mühe mit mir gab, machte ich ziemlich schnelle Fortschritte, und nach einem Jahre erklärte mein Onkel, daß ich der Alerisei meiner Diöcese Ehre machen würde. Ich hatte gar keine Vorliebe für den geistlichen Stand, und sehr häufig, wenn mein Onkel, der mit Leib und Seele Priester war, mir die unaussprechlichen Freuden des heiligen Priestertums schilderte, hörte ich gar nicht zu, und dachte an die Erzählungen aus Afrika, an die Geschichten meines Vaters, die viel anziehender waren, als die meines Onkels. Smala d'Abd-el-Kader und Isly tanzten mir im Kopfe herum, und mehr als einmal passierte es mir, daß ich während einer Vorlesung meines Onkels ganz leise den Refrain eines alten Liedes meines Vaters vor mich hin summte:

„Es ist ein Mädchen!
Schrieen die Soldaten.
Schießt es nicht tot:
's ist wohl geraten.“

„Das zeugte allerdings von wenig Neigung zu jenem Berufe!“ lachte der Oberst.

„Auf der andern Seite hatte ich aber, wie viele Bauern, die geschmeckt haben, wie es sich mit dem Kopfe arbeitet, einen unbezwinglichen Widerwillen gegen die Arbeit mit der Hand bekommen, und da gab es nur ein Mittel, daß ich nicht in die Mühle zurück mußte, das war, daß ich Zögling des kleinen Seminars wurde, wo mein Onkel einen Freitisch für mich ausgemacht hatte. Mit meinen Studien war man immer sehr zufrieden, aber die Neigung zum Priesterstand wollte nicht kommen, denn die Liebe zum Militär steckte mir immer noch in den Gliedern. Die Zeit verging und ich blieb ein guter Schüler, aber zugleich auch stets ein schlechter Seminarist. „Die Neigung wird schon kommen,“ sagte mein Onkel, wenn ich ihm schüchtern meine Befürchtungen aussprach, daß ich mich nicht recht zum Priester eignete. Endlich kam der Tag, wo ich offen reden mußte! Welch ein Schlag für den armen Mann! Nun hatte er einen Soldaten, wo er einen Pfarrer erwartet hatte. Jetzt sollte ich aber erst recht erfahren, wie groß seine Güte war, der ich schon so viel zu verdanken hatte. Wenn ich denn einmal Soldat sein wollte, so sollte ich auch nach Saint Cyr gehen, und, da mein Vater mein Unterrichtsgeld nicht zu bezahlen vermöchte, so wollte

er es bezahlen; er hätte so ein tausend Franken zusammengescharrt, was es mehr kostete, würde er borgen. Gott sei Dank! man schenkte ihm ja Vertrauen und er könnte das Geliebene leicht wieder abbezahlen, er hätte ja so wenig Bedürfnisse.“

„Ein prächtiger Mensch!“

„Ich war ein guter Schüler gewesen, so brauchte ich nur in den Wissenschaften so fortzufahren und fand mich bald als einen der Ersten auf der Prüfungsliste.“

„Doch,“ unterbrach er sich, „glauben der Herr Oberst nicht, daß ich so genau erzähle, um zu zeigen, daß ich eine Zeitlang Erfolge gehabt habe, und um sie meinen Mißerfolgen als Offizier gegenüberzustellen; nein, diese Erfolge sind insofern von Bedeutung, weil sie mein Leben, meine Enttäuschungen und die Zeugnisse erklären, über welche sich Herr Oberst verwundert haben. Etwa drei Monate war ich auf Kriegsschule, als plötzlich ein Brief kam, der mir anzeigte, daß mein Onkel an einer sehr heftigen Lungenentzündung daniederlag; zwei Tage später erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Das war nicht nur ein Schlag für mein Herz und Gefühl, sondern auch für meine Zukunft. Wie konnte ich jetzt auf der Schule bleiben, wo niemand mehr das Unterrichts-geld bezahlte? Mein Onkel hinterließ fast gar nichts, die Einkünfte meines Vaters erlaubten ihm diese Ausgabe nicht. Mir war es unbekannt gewesen, daß die Militärbehörde keinen Schüler wegen Armut entläßt, sondern einfach später dem Offizier das am Gehalt abzieht, was früher die Familie des Kriegsschülers nicht hat bezahlen können.“

„Zu meiner Zeit,“ sagte der Oberst, „machte das Schulkollegium der Kriegsschule bekannt, wenn ein Schüler nicht in der Lage war, seine Pension zu bezahlen. Dann pflegten seine Klassenkameraden alle Vierteljahre auf ihren Zuschuß zu seinen gunsten zu verzichten.“

„Mir ging es nicht so gut. Diese Zeit auf der Kriegsschule wurde mir schwer. Nicht ein einziges Mal in den zwei Jahren bin ich nach Paris hinein gekommen; denn was konnte ich dort anfangen? Wenn alle meine Kameraden nach dem schwarzen Brett stürzten, um auf der angeschlagenen Liste nachzusehen, ob sie die Erlaubnis zum Ausgehen, das heißt ob sie die beiden ‚Gut-Points‘ bekommen hätten, die des Sonntags die Pforten des Gefängnisses erschlossen, so ging ich ruhig an dem vergitterten Rasten

vorbei, der so viel Herzen in freudiger Erwartung schlagen ließ, obwohl ich immer meine beiden Points hatte. Was sollte ich mich freuen? War Paris für mich doch eine verbotene Frucht. Wenn ich in dem großen Hofe der Kriegsschule spazieren ging, lernte ich Paris aus den tausend Erinnerungen an die Vergnügungen des vergangenen Sonntags kennen, welche die Faulen, die am heutigen Sonntag zu Hause bleiben mußten, einander ins Gedächtnis zurückriefen, und meine aufgeregte Phantasie malte sich diese Vergnügungen mit den glänzendsten Farben aus, wenn ich morgens beim Aufstehen zusah, wie die Kameraden, die Urlaub zum Sonntag bekommen hatten, ihre Toilette betrieben, wie sie sich schön machten, sich pomadisierten, sich salbten. Ich träumte noch von dem fröhlichen Paris, wenn mich des Sonntags abends die zurückkehrenden Kameraden weckten. „Hast du dich gut amüsiert?“ fragte ich dann wohl. „Oh und wie, stelle dir vor“ — Ja, während der beiden Jahre mußte ich mich damit begnügen, „mir vorzustellen.“

Er lächelte trübe vor sich hin und fuhr fort:

„Ich sagte, 'während der beiden Jahre' — oh, auch jetzt noch, wo ich dreißig Jahre alt bin, kann ich mir vieles nur 'vorstellen,' wie ich es damals thun mußte, als ich zwanzig zählte. Die Armut hat das einzige Gute, daß sie uns zum Arbeiten zwingt. In zwei Jahren war ich durch meinen Stubenarrest den andern um hundert Tage voraus und nahm einen Platz ein, auf den ich vielleicht nicht gekommen wäre, wenn ich alle Sonntage Urlaub genommen hätte. Ich sagte mir, alles sei ein Uebergang, und bildete mir ein, wie die armen Schlucker, die nie einen Baken in der Tasche gehabt haben, daß ich mit meinen Geldern nach Herzenslust wirtschaften könnte, wenn ich erst meine hundertneunundachtzig Franken Gehalt als Unterlieutenant bekäme. Unglücklicherweise kam ich nach dem Norden, wo das Leben teuer ist. Der Kasinobeitrag betrug monatlich offiziell fünfundsiebzig Franken, offiziös aber mit Einladungen und andern allgemeinen Kosten neunzig Franken. Die Wohnung kostete dreißig Franken, das Abonnement beim Schneider zwanzig Franken; für Halsbinden und Handschuhe gingen fünfzehn Franken fort, die Wäscherin bekam zehn Franken, Licht — ohne Heizung, die ich mir schenkte — und die Leihbibliothek machte drei Franken, der Bürste erhielt sechs . . . das sind im ganzen hundertsechundsiebzig Franken obligatorische Ausgaben. Herr Oberst

werden bemerkt haben, daß ich den Kaffee nicht mitgezählt habe, dessen ich mich vollständig begeben mußte, um die noch übrigen fünfzehn Franken zur Tilgung meiner Schuld gegen die Regierung zu verwenden. An dieser schrecklichen Schuld von achtzehnhundert Franken habe ich lange, lange Jahre gespart, selbst als meine Gage mit meiner Beförderung elf Franken stieg und als ich, während meines Aufenthalts in Algier, täglich noch einen Frank fünf Centimen Zulage bekam. Mein Corpsgeneral hätte ja allerdings eine Petition auf Erlaß des Restes meiner Schuld für mich einreichen können, aber dieser Vergünstigung wurde ich nicht theilhaftig. Mit welcher Angst dachte ich an mein erstes Patent und zwar nicht wegen des Patents selbst, sondern wegen des Bouquets, das dann auf meinem Plaze liegen und mir anzeigen würde, daß ich die ganze Tafel mit Sekt traktieren müßte; wie ängstlich achtete ich darauf, daß alle älteren Kameraden vor mir bedient wurden, damit ich keine Strafe zu bezahlen brauchte. Ich hatte mir in meiner Unschuld eingebildet, daß ich mir den Kaffee versagen müßte, weil ich kein Geld dazu hatte. Aber alle Offiziere des Regiments besuchten regelmäßig das Kaffeehaus, und es fiel auf, daß ich mich fernhielt. Mein Stolz verbot mir, offen den Grund meiner Zurückhaltung zu gestehen, so glaubten die Kameraden, daß ich ein „Streber“ wäre. Einer hatte das aufgebracht, bald sprachen es alle nach und sahen mich mit argwöhnischen Blicken an. Als nun aber meine Uniform abgetragen und schäbig wurde, als meine Stiefel immer und immer wieder geflickt wurden, hieß es, ich sei ein „Hungerleider“, und die Herren ließen sich nur zu einem mitleidigen Lächeln herab. Das gab natürlich böses Blut, aber das war noch nicht alles. Unser Oberst war ein glänzender Offizier und mochte es gern, wenn seine Offiziere ebenfalls sehr elegant waren, da können sich Herr Oberst denken, wie ich ihm gefiel, mit meiner zurückgezogenen Lebensweise, meinen edigen Manieren und meinen abgetragenen Uniformen. Es kam aber noch schlimmer. Die Neuorganisation der Armee war beschlossen. Nach den Lektionen, durch die man Erfahrung gewonnen hatte, setzte unser Oberst alles auf die Reformen in der Armee und führte sie nach Kräften bei sich ein. Als er aber sah, daß sie nicht sofort die erwarteten Wunder verrichteten, verlor er den Mut — obwohl er nichts erreicht hatte, weil es eben nichts zu thun gab — wollte nun aber auch nicht, daß einer seiner Offiziere anders über diese Sachen

dächte, wie er. Er glaubte plötzlich, ich machte ihm im stillen Opposition, und das stieß dem Fuß den Boden aus. Man behandelte mich schlecht, und keiner war auf meiner Seite. Zu jener Zeit gingen denn auch die Rapporte über mich ab, die Herrn Oberst so überrascht haben. Herr Oberst sehen nun, ohne daß ich weiter darauf eingehe, wie sie entstanden sind."

"Ich hoffe, hier werden sie anders lauten, lieber Bonnet. Sie werden in mir einen Oberst finden, der noch nicht den Mut verloren hat und davon überzeugt ist, daß sich mit unsrer neuen Organisation viel machen läßt. Außerdem sollen Sie hier volle Freiheit haben. Gehen Sie ins Caffeehaus oder nicht, wie Sie wollen. Wenn Sie nicht hingehen, werden Sie keine Ausnahme bilden. Seit einigen Jahren sind neue Gewohnheiten in der Armee hervorgetreten, es kommen jetzt häufig Offiziere von Saint Cyr, die weder ins Café gehen, noch auf der Straße rauchen. Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen und können ruhig zu Hause bleiben. Uebrigens können Sie viel Familienverkehr haben. La Feuillade schwärmt für das Militär, und Sie werden bald sehr angenehme Beziehungen haben, die zu pflegen ich Ihnen nur raten kann. Gerade für die schüchternen Naturen ist es gut, fleißig Gesellschaft aufzusuchen."

Achtes Kapitel.

Bonnet ging leichteren Herzens von dannen, als er gekommen war.

Allerdings war er gar nicht besonders unruhig gewesen, als er sich zum Oberst begeben hatte, aber alle, welche herbe Schicksalsschläge kennen gelernt haben, pflegen nie ganz unbesorgt zu sein. Ihnen ist so oft, ohne daß sie wissen woher, etwas zugestoßen, daß sie immer mit gespitzten Ohren umherlaufen. „Kommen Sie morgen mittag zu mir," konnte ebenfogut etwas Schlimmes wie etwas Angenehmes bedeuten, und Bonnet hatte so viel Schlimmes in seinem Leben erfahren, so daß er niemals so recht von Herzen zu hoffen wagte; mochte der Oberst noch so ehrenwert und geradsinnig sein, es wäre doch immer möglich gewesen, daß man ihn vorher gegen Bonnet eingenommen hätte.

Leichten Schrittes, wie es sonst nicht seine Art war, ging er von der hochgelegenen Wohnung des Obersten in die Stadt hinunter und erwiderte mit fröhlichem Lächeln den Gruß seiner Wirtin, die in dem Korridor genäht hatte und nun ehrfurchtsvoll vor ihrem Stuhle stand.

"Guten Morgen, Frau Raveau!"

Frau Raveau! Wie höflich war doch der Herr Lieutenant, nein, ihr Lieutenant, denn er gehörte doch ihr, er war ihr Mieter, also ihr Eigentum.

Sie hatte schon länger als ein Jahr ihr Zimmer zu vermieten gehabt und bis heute hatte es kein Offizier haben wollen; dem einen war es zu nahe bei der Kaserne gewesen, deren Nachbarschaft er haßte, dem andern hatte die Wirtin nicht gefallen, weil sie eine arme, durchaus nicht sehr hübsche Frau war, und weil er von den Wirtinnen, bei denen er zu wohnen geruhte, Jugend, Anmut und noch einige Eigenschaften verlangte, welche für alle sehr nützlich sind, die an Lieutenants und Unterlieutenants vermieten wollen. Bonnet hatte sich aber weder durch die Nähe der Kaserne noch durch die fünfzig Jahre seiner Vermieterin abschrecken lassen. Das Zimmer hatte ihm gefallen; es war nicht teuer, hatte zwei Fenster, eins nach Osten, eins nach Westen, dabei war das Haus sehr ruhig, so hatte er das Zimmer genommen, ohne zu feilschen. Wie dankbar war ihm nicht die alte Frau gewesen, deren Zufriedenheit und Auskommen von dem Vermieten dieses Zimmerchens abhing, daß er zu ihr gekommen und dort geblieben war, anstatt, wie so viele andre, schnell wieder umzuziehen.

Bonnet war in seiner Wahl besonders durch die Aussicht bestärkt worden, welche ihm das eine Fenster auf das jetzt in eine Promenade verwandelte Amphitheater und weiterhin auf den alten Turm von Venabrum gewährte, der heute noch erkennen läßt, daß dort einst eine römische Stadt gelegen hat, die jetzt der Staub der Jahrhunderte deckt. Bonnet hatte, auch als Mann, immer noch etwas von dem Kinde behalten, das die frühesten Jahre in der Windmühle des Vaters zugebracht hatte, mitten in dem heidebewachsenen Küstenstriche, an welchem der Ocean mit seinen großartigen Wellen brandet. Anstatt eine Wohnung in einer der belebten Straßen der Stadt zu nehmen, an der ganz La Feuillade vorüberspazierte, hatte er sich ein Stübchen ausgesucht, von welchem er den dahinsiegelnden Wolken gedankenvoll nachschauen konnte, wenn ihm

der Sinn zum Träumen stand. Freunde besaß er nicht in dieser Stadt, in der er jetzt leben sollte, denn Drapier so gut wie Cholet waren und konnten ihm nur Kameraden sein. Mit wem sollte er da sprechen, wenn er sich in der Stadt zwischen vier Mauern eingeschlossen hätte? Dem Einsamen ist es nicht genug, daß ihm sein Fensterlein die oder jene Scenerie vorführt, er will die ganze Welt vor sich haben, das Wesenhafte und das Wesenlose, die Erde und den Himmel. So arm und mittellos er auch war, dieses „Fenster der Freiheit“ war ihm immer notwendig gewesen, und stets hatte er sich eingeschränkt, um wenigstens diese Wohlthat haben zu können, aber niemals hatte er sich so darüber gefreut, wie hier, wo er gerade auf Wiesen und Weinberge schaute, über welche die warme Sonne des Südens ihre zitternden Strahlen ergoß.

Hier konnte er frei aufatmen und seine Gedanken schweifen lassen, wie in der schönen Jugendzeit, ohne daß ihnen die Sorgen des wirklichen Lebens herbe die Flüglein beschnitten; seine Schulden, seine bitterste und zugleich gefährlichste Sorge, weil sie ihn hätten zwingen können, den Abschied zu nehmen, waren getilgt, und konnte er sich mit den zweihundertundvier Franken, der Monatsgage der Premierlieutenants, auch nicht in den Strudel der Vergnügungen stürzen, so war er wenigstens doch der abgetragenen Uniformen und vielgeschliffenen Stiefel überhoben. Die Kette mit der Kugel, die er geschleppt hatte, war endlich zerbrochen, er konnte jetzt gehen wie die andern, frei von dem Fluche der Verächtlichkeit, dem der Mittellose ebenso unerbittlich verfallen ist, wie der Sträfling, der die Kugel hinter sich her zerrt.

Warum konnte er die verlorene Zeit nicht wieder einbringen? Mit dreißig Jahren ist man noch nicht mit allem fertig; er liebte seinen Beruf und war tüchtig darin, die Enttäuschungen hatten Ehrgeiz und Tapferkeit in seinem Herzen nicht erstickt, konnten sich da die Träume seiner Jugend nicht erfüllen und der Erfolg ihm nicht wieder, wie auf der Kriegsschule, zur Seite stehen?

Es lag nicht in seiner Natur, sich selbst etwas vorzumachen, und wenn er daran glaubte, daß die schlimmen Tage endlich aufgehört hätten, so konnte man ihm das nicht verdenken und brauchte ihn deshalb nicht berauscht von seiner Phantasie zu schelten.

Die Sachen standen so: Der Oberst war ganz und gar der Mann, wie er ihn sich gedacht hatte, und La Feuillade

war genau die Stadt, wie sie ihm seine Kameraden beschrieben hatten, als er durch das Fieber gezwungen war, von Algier nach Frankreich zurückzukehren, und sie um Rat gefragt hatte: „Kasnopension sechzig Franken, eine nette Stadt.“

Sie hatten ganz recht gehabt, sowohl in Bezug auf die sechzig Franken Pension, als noch mehr in Bezug auf die Annehmlichkeit der Stadt.

Wenn er bis dahin wie ein Einsiedler gelebt hatte, so war er doch keineswegs ein Bär. Mehr als wohl sonst jemand hatte er sehr oft Zerstreuungen und Vergnügen herbeigesehnt, die wohl selten jemand so wenig geboten sind, und er hatte sich diese Vergnügen einfach deshalb nicht gewährt, weil es ihm sein Geldbeutel nicht erlaubte. Im Schauspiel versagt sich der Held das Mittagessen und kauft sich Handschuhe dafür, beim Regiment darf man darin nicht sparen und die Pension ist obligatorisch, mag man nun zu Mittag essen oder nicht, bezahlen muß man sie doch, ebenso wie man die allgemeinen Kosten bezahlen muß, welche die Kameraden, denen es auf ein paar Groschen nicht ankommt, mit Leidenschaft in die Höhe treiben.

Während dieser gezwungenen Zurückgezogenheit hatten ihm seine Kameraden häufig, wie ehemals auf der Kriegsschule, gesagt: „Stelle dir nur vor . . .“ und so gut es ging, hatte er sich damit begnügt, sich's nur vorzustellen. Ein Ballsaal mit Blumen und Lichtern, das Zimmer einer Frau, die ein zärtliches Herz für Offiziere hat, das ist ziemlich leicht und verlangt keine großen Anstrengungen von der Einbildungskraft; aber die Schultern von Frau X, die Augen von Fräulein Z . . ., die samtweiche Haut dieser, das duftende Haar jener Dame, das muß man sehen und fühlen, da hilft die Phantasie nichts, wenn man so etwas noch gar nicht kennt.

Und gerade duftende Locken und weiche Arme hatten ihm bis zu dieser Stunde gefehlt. Wo hätte er sie auch finden sollen? Würden sie zu ihm gekommen sein und an seine Thür geklopft haben? Im wirklichen Leben geht das nicht so angenehm leicht vor sich, denn die Frauen nahen sich den Recken und Verwegenen, nicht den Zurückhaltenden und noch viel weniger denen, die sich verstecken. Er hatte wahrhaftig mehr als einmal von romantischen Liebesabenteuern geträumt, in welchen eine schöne Frau mit leidenschaftlichem Herzen und glühender Phantasie plötzlich in ihm den unbekannten Geliebten fand, der sie geheimnisvoll an sich fesselte.

Aber vor der Wirklichkeit waren seine Träume in nichts zerronnen.

Die Frauen, die ihm einen Wink gegeben hatten, besaßen weder ein leidenschaftliches Herz noch glühende oder selbst mangelhafte Phantasie, und die Liebe, die sie ihm entgegenbrachten, hatte nichts Romantisches an sich. Da er Offizier und nicht ein armer Teufel von einem Soldaten war, ein feinführender Mensch und nicht eine rohe Natur, so hatte er sich deshalb an die Erzählungen seiner Kameraden gehalten. „Stelle dir nur vor . . .“

Aber in La Feuillade lagen die Dinge anders, und seine unfreiwillige Einsamkeit war nun zu Ende. Sein erstes Auftreten war recht gut von statten gegangen, und der Abend bei Frau von Bosmoreau hatte ihm nur angenehme Erinnerungen zurückgelassen, die ihm weitere anziehende Aussichten eröffneten. Diese Aussichten waren allerdings nicht so, wie sie Drapier ausgemalt hatte, als er auf Julias Geldbeutel anspielte, sondern viel bescheidener, aber, trotzdem sie nicht auf eine Heirat hinausliefen, doch recht anziehend. Er hatte, wie er zu Drapier sagte, niemals an die Möglichkeit, sich zu verheiraten, gedacht, denn verheiratete Offiziere waren in seinen Augen schlechte Soldaten oder, wie er es nannte, „unsichere Kanttonisten.“

Agnes von Bosmoreau war wirklich sehr hübsch, und Julia Dorat ganz reizend, wahrhaftig ein sehr, sehr liebenswürdiges Haus.

Als er seine Gedanken über Agnes und Julia so in unbegrenzte Fernen schweifen ließ, klopfte es, und bevor er „Herein“ sagen konnte, trat eine Frau ins Zimmer.

Sie hatte sich schnell wieder umgedreht, um die Thür zu schließen, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Sie war klein, flink und schmiegsam und trug eine auffallende und gesuchte, aber wenig elegante Toilette; doch fiel ihm dieser Mangel an Eleganz zuerst wenig auf, weil er noch ganz überrascht von diesem plötzlichen Eindringen war. — Eine Frau in seiner Wohnung? Schon! Sie wandte sich um und jetzt erst erkannte er sie als Frau Soubirous, die Frau des Möbelschändlers, der ihm sein Zimmermobilier vermietet hatte.

Es ist nämlich nicht Sitte in La Feuillade, möblierte Zimmer zu vermieten. Der Hausbesitzer gibt das kahle Zimmer her, und der Mieter möbliert es nach Gefallen mit Hilfe der Kaufleute, die ihn mit dem nötigen Mobiliar versehen und

ihm jedes Stück der Ausstattung mit einem Groschen Mietgeld pro Tag berechnen. Einen Groschen für eine Bettstelle, und einen Groschen für eine Matratze, das ist allerdings nicht teuer, wenn aber auf der andern Seite ein Zinkblechleuchter ebenfalls einen Groschen Miete kostet, und eine Zange ebensoviel, so kommt doch eine Summe heraus, die am Ende des Jahres mehr als lohnend für den Kaufmann und äußerst kostspielig für den Mieter ist, welcher nach einigen Monaten einen ganz wertlosen Gegenstand weit über seinen Preis bezahlt hat.

„Ich wollte zusehen, was Herr Lieutenant Bonnet noch nötig hat,“ sagte sie mit ihrem zuvorkommendsten Lächeln, „damit sein Zimmer recht präsentabel wird.“

„Ich habe nichts mehr nötig,“ antwortete Bonnet, indem er sich prüfend umsah, mit voller Ueberzeugung.

„Oh, Herr Lieutenant,“ rief die kleine Frau Soubirous in unwilligem und zugleich mitleidigem Tone, während sie mit ihren Händen heftig gestikulirte, „sehen Sie doch nur hin, sehen Sie doch nur hin!“

In der That war das Mobiliar, an dem nichts mehr fehlte, keineswegs sehr luxuriös: eine eiserne Bettstelle mit Matratze und Kopfkissen, ein Waschtisch aus Mahagoni, ein runder Tisch in der Mitte, vier Rohrstühle und ein Lehnstuhl, auf dem Kamin ein Leuchter, an der Wand ein Hafenbört, an welchem Uniformen unter einer grünen wollenen Schutzdecke hingen.

Die Möbelhändlerin warf einen vielsagenden Blick auf diese Ausstattung und fuhr dann fort: „Herr Lieutenant werden Freunde bei sich sehen, man vergißt dabei immer die Zeit, da ist doch eine Schlagpendüle mit zwei Wandleuchtern an jeder Seite vonnöten; Sie brauchen noch . . .“

Sie wollte ihre Aufzählung fortsetzen, aber Bonnet unterbrach sie lachend: „Ich brauche nichts mehr!“

„So, Sie brauchen nichts mehr,“ rief sie und ging lebhaft ans Fenster, „haben Sie die Absicht, sich mit diesen kleinen Scheibengardinen zu behelfen? Sie brauchen noch große Ripsgardinen zum Aufstecken.“

„Ich sage Ihnen, daß ich nichts, absolut nichts mehr nötig habe.“

Sie drang mit großer Zungenfertigkeit in ihn und stellte ihm vor, daß die Freunde sich doch nicht mit dieser einfachen Einrichtung zufrieden geben würden.

Er wurde nicht ärgerlich, sondern lachte noch mehr, so daß sie endlich darauf verzichten mußte, ihm ihre Schlagpendüle mit den Leuchtern und die Ripsgardinen anzuschwätzen.

Aber fortgehen that sie darum doch nicht, denn ihrer Ansicht nach wollte der Lieutenant einfach deshalb das alles, was sie ihm vorschlug, nicht annehmen, weil er kein Geld hatte. Dann würde er sich jedenfalls gern etwas Geld verschaffen wollen, das heißt geneigt sein, alte Uniformen, oder Treffen, oder einen Säbel, oder irgend etwas andres zu verkaufen.

Indessen trotz aller ihrer Beredsamkeit und Dringlichkeit vermochte sie ihn nicht dazu zu bewegen.

Welch sonderbarer Offizier! Solch einen hatte sie in ihrem Leben noch nicht gesehen: Jeder verkauft doch gern, wenn er kein Geld zum Kaufen hat. „Na, ich sehe, heute mache ich kein Geschäft mit Herrn Lieutenant, aber bald werden Herr Lieutenant einen Ring, eine Broche, ein Armband oder Ohringe nötig haben und bitte, dann an mich zu denken. Wir haben immer eine Auswahl neuer und billiger Schmuckgegenstände auf Lager . . . und geben Kredit.“

Neuntes Kapitel.

Als Bonnet mit seinen Gedanken bei den beiden Schwestern weilte, kamen ihm plötzlich einige Worte Drapiers wieder in den Sinn, auf welche er anfangs kaum geachtet hatte, während sie ihm jetzt bei näherer Ueberlegung recht seltsam vorkamen.

„Die Mutter zählt aus gewissen Gründen nicht mit.“ Was bedeutete das? Warum zählte Frau von Bosmoreau nicht mit? Welche Gründe waren das? Diese Gründe interessierten ihn eigentlich gar nicht, denn er dachte nur an die Töchter und nicht an die Mutter. Zweifellos hatte ihre unbegreifliche Heirat ihr alles Ansehen in dieser prosaischen und hausbackenen Welt geraubt, wo Geld alles und Liebe nichts bedeutet. Sie für einen schönen Mann in dem Grade zu begeistern, daß sie ihm eine Rente von zwanzigtausend Franken opferte, das war doch schon mehr als verrückt; und wirklich

schien es so, als ob Frau von Bosmoreau bei den Einwohnern La Feuillades für etwas verrückt galt.

Indessen hatte er sich mit dieser selbst gegebenen Erklärung nicht zufrieden gegeben und hatte, bewogen von einer seinem Charakter sonst gar nicht entsprechenden Neugierde, beschlossen, alles zu erfahren. Nichts war leichter als das, er brauchte nur Drapier oder seine Frau zu fragen. Und gerade diese hatte sich neulich beim Abschiede fest von ihm versprechen lassen, ganz gewiß nicht ihren „*Jour fixe*“ den Mittwoch zu vergessen. So wollte er ihr einfach einen Besuch machen und dabei Gelegenheit nehmen, von Frau von Bosmoreau zu sprechen, was auch jedenfalls besser sein würde, als Drapier ohne weiteres danach zu fragen. Der würde spöttisch gelacht und ausgerufen haben: „So, so, die schöne Agnes bringt die obligate Wirkung hervor!“ Er war durchaus nicht leicht gereizt und vertrug gern Spaß, nur mochte er nicht, wenn Frauen dabei ins Spiel gezogen wurden. Die Annahme, daß Julia und Agnes „ihren Eindruck“ auf ihn gemacht hätten, um mit Drapier zu reden, war ihm sichtlich peinlich gewesen, denn in seiner Lage wäre doch nichts lächerlicher gewesen, als wenn er offen gezeigt hätte, daß er daran dachte, sich um eine der jungen Damen zu bewerben, mochte sie nun dreißigtausend Franken Rente oder hunderttausend Franken Mitgift haben. Er war nicht Soldat geworden, um später einmal eine gute Partie machen zu können; er wäre sich furchtbar niedrig denkend vorgekommen, wenn das sein Ziel gewesen wäre, es war ihm aber noch schrecklicher, daß man ihn einer solchen Absicht für fähig halten konnte.

Er war etwas erstaunt gewesen, daß die Frau eines Lieutenants einen Empfangstag hatte, wie die Frau eines Generals oder Obersten, doch, da er Frau Drapiers Herkunft nicht kannte und nichts von ihrem häuslichen Glend wußte, so meinte er, dieser bestimmte Empfang am Mittwoch sei ohne Zweifel die unvermeidliche Folge ihrer Vermögensverhältnisse. Die Frau eines Lieutenants, als solche, hat keine Bedeutung, ist sie aber reich, so kann sie sich so viel Geltung verschaffen, wie ihr beliebt.

Da er keine Zeit gehabt hatte, Frau Drapier, welche bei seiner ersten Besuchs-Tournee von La Feuillade abwesend gewesen war, einen neuen Besuch zu machen, so war er sehr erstaunt, als er nach der dritten Etage gemiesen wurde. Die dritte Etage in einem Hause, welches nicht vier Etagen hat,

war wirklich äußerst bescheiden für eine Frau, die wöchentlich einmal bei sich empfängt.

Er ging eine Treppe aus roten Steinen mit einem Eisengeländer hinauf; vor den Thüren jedes Treppenabsatzes lag eine Strohmatte. Wahrhaftig, das war mehr als bescheiden!

Als er klingelte, öffnete ihm ein Soldat, Drapiers Bursche. Der Vorplatz war ähnlich wie die Treppe ausgestattet, ebenfalls rote Steinplatten und grüne Bemalung an den Wänden. Möbliert war er nur mit einem schwarzen Holzschrank und einem früher vergoldet gewesenen Spiegeltisch. Doch auf diesem Spiegeltisch blühte in einem Kresskasten ein großes Bouquet Wasserblumen und Wasserpflanzen, Schierstauden, Schwertlilien, Schachtelhalm und Schilf, was dem fahlen Raume ein freundliches Aussehen und einen besondern Anstrich gab.

„Herr Lieutenant Bonnet,“ meldete der Bursche, als er die Thür öffnete.

Bonnet, der mit diesen vornehmen Gewohnheiten nicht vertraut war, glaubte, daß in dem Salon eine Menge hoher Persönlichkeiten anwesend sein müßten, und war daher sehr überrascht, nur Frau Drapier vor ihrem Kamine sitzen zu sehen, als ob sie jemand erwartete. Sie war in voller Toilette und trug einen kleinen Strauß Heckenrosen an der Brust. Im Salon erblickte man überall Feldblumen, auf dem Kamin, auf dem Tische und in den Ecken. Das Klavier war geöffnet und auf dem Notenpult standen Noten. Auf dem Tische und einer kleinen Etagere, die mit orangegelbem Plüsch ausgeschlagen war, lagen Prachtwerke, Bücher und Albums in genialer Unordnung umher. Obwohl das Zimmer direkt nach Norden lag, waren die Gardinen kunstvoll über die Rouleaus herabgelassen, so daß nur eine diskrete — und vornehme — Dämmerung herrschte.

Sie stand nicht auf, um Bonnet zu begrüßen, aber ein Lächeln stolzer Befriedigung verklärte so vollständig ihr Antlitz, daß es ihm vorkam, als ob sie außer sich vor Freude über sein Kommen sei.

„Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie an meinen Empfangstag gedacht haben!“ sagte sie und reichte ihm ihre mit einem Handschuh bekleidete Rechte.

Dabei bebte ihre Stimme, wie ihre Hand. Er sah sie ganz erstaunt an, indem er sich fragte, wie ein einfacher

Besuch einer Dame an ihrem „Jour fixe“ eine solche Genugthuung gewähren konnte.

Er wußte nicht, daß Frau Drapier in ihrem „Salon“ und ihrem „Jour fixe“ vollständig aufging. Obwohl die Tochter eines Bauern, war sie gratis in einem sehr beliebten Kloster erzogen, wo eine ihrer Tanten Nonne war, und hatte im steten Verkehr mit ihren Mitschülerinnen sehr großartige Ideen vom Leben in der Welt bekommen und einen Ehrgeiz groß gezogen, den nur die Ehe befriedigen konnte; dann würde sie in der Stadt leben, in Gesellschaft gehen, selbst Gesellschaften geben, man sollte von ihren Toiletten und ihren Triumphen reden können.

Von ihrem achtzehnten bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre hatte sie sich, seitdem sie nach Hause zurückgekehrt war, solchen Träumen hingegeben. Allerdings war ihre Umgebung nicht recht dazu angethan, um ihren Gedanken hohen Flug zu verleihen, aber sie achtete auf diese Umgebung ebensowenig, wie auf die Haube ihrer Mutter, die Holzpantoffeln ihres Vaters und den Misthaufen, über den man hinübergehen mußte, wenn man ins Haus wollte; dieser Misthaufen gehörte zum Landleben, und die Haube hatte so etwas Patriarchalisches. Das Leben und Treiben auf dem Lande hat auch seine Poesie, wenn man es aus der Entfernung beobachtet, und das war ihr Fall. Um alles in der Welt hätte sie die Eier nicht aus dem Hühnerstalle geholt oder den Stiel einer Hacke angefaßt. Sie schlief bis in den hellen Morgen, zog sich gleich nach dem Aufstehen vollständig an und blieb auf ihrem Zimmer, dem sie mit den geringsten Hilfsmitteln einen eleganten und gemüthlichen Anstrich, oder wie sie es nannte, „ein vornehmes Gewand“ gegeben hatte. Dort saß sie im Sommer bei herabgelassenen Gardinen, im Winter vor dem Feuer und las die paar Bücher, die ihre kleine Bibliothek ausmachten, oder von Zeit zu Zeit einen epochemachenden Roman, der ihr in die Hand fiel, oder am liebsten die Modenzeitung, auf die sie abonniert war und aus der sie die Toiletten schilderungen und die kleinen Indiskretionen aus der vornehmen Welt wörtlich auswendig lernte. Hatte sie das Lesen satt bekommen, so schrieb sie unendlich lange Briefe an zwei oder drei ihrer alten Pensionsfreundinnen vom Kloster, die, wie sie, das Bedürfnis fühlten, sich das Herz über ihre Erwartungen auszuschütten.

Wenn sie dieses Zimmer zu verlassen geruhete, um zu-

zusehen, wie Vater und Mutter beim Heuen mithalfen oder Getreide einfuhren, trug sie Handschuhe bis zum Ellbogen, einen dichten Schleier und schützte ihren Kopf durch einen schönen roten Sonnenschirm, mit dem sie die Ochsen wild machte. Dabei war sie im Grunde ein gutes Kind, zärtlich gegen ihre Eltern, als ob sie nie platt gesprochen hätten, aber so ganz versessen auf ihre hochfliegenden Pläne, daß sie drei oder vier für sie wirklich glänzende Parteen ausschlug. Wie hätte sie sich mit einem Bauern, wenn er auch noch so reich wäre, begnügen sollen, wie konnte man es ihr zumuten, auf dem Lande oder in einem kleinen Marktflecken zu leben? Sie mußte in einer Stadt wohnen, wo mindestens eine Unterpräfektur stand, denn sie war noch mäßig in ihren Ansprüchen und begehrte nicht das Unmögliche: Bordeaux oder Toulouse.

Als Lieutenant Drapier ganz bestaubt auf den Pachtthof ins Quartier gekommen war, hatte sie anfangs nicht viel acht auf ihn gegeben. „Bah! nur ein Lieutenant!“ Aber als er sich sehr aufmerksam und galant gegen sie gezeigt hatte, war der einfache Lieutenant plötzlich zu einem „Zukünftigen“ avanciert, der jetzt schon recht annehmbar, wenn man die Zukunft ins Auge faßte, sogar begehrenswert erschien. „Frau Oberst!“ „Frau General!“ das klang recht gut! Sie veränderte ihre Taktik und die Hochzeit wurde gefeiert.

„Wir bekommen doch einen Salon?“

„Was du willst, mein Schatz!“

„Wir geben doch Gesellschaften?“

„Soviel du willst!“

„Wollen wir nicht Beauvais-Tapeten nehmen?“

„Meinethalben Beauvais-Tapeten.“

Es kostete viel Mühe und Ueberlegung, diesen Salon einzurichten. Der junge Ehemann besaß nichts als Schulden, die er am Tage nach der Hochzeit beichtete; die junge Frau hatte an Stelle der dreißigtausend Franken Mitgift, die sie in die Ehe mitbringen mußte, alles in allem nur ein Kapital von achtzehnhundert Franken, was sich ihre Eltern mit den größten Entbehrungen abgespart hatten. Wie sollten sie damit einen Salon möblieren, wenn so viele andre, dringendere Bedürfnisse befriedigt werden mußten? Sie hatte ihren Willen aber doch durchgesetzt. In den Flitterwochen vermochte ihr Mann ihr nichts abzuschlagen, besonders auch, weil er noch auf die Mitgift rechnete. Außerdem war sie

so bescheiden in allen andern Dingen, daß sie fast gar nichts verlangte; aber ihren Salon, nur ihren Salon wollte sie haben.

Und sie hatte ihn bekommen, wenig glänzend und besonders wenig gemüthlich mit den kleinen Möbeln, die gar nicht zu einander paßten und die sie aus den Niederlagen zusammengekauft hatten, wo man mit unechtem Plüsch und allerhand Nachahmungen arbeitet. Ein Sofa, als Pendant zum Ramin, zwei Sessel, ein paar Stühle von sonderbarer Form, ein Leuchtertischchen und eine Stagere, und vor den Fenstern rot und weiß gestreifte Rouleaus, die das ganze Zimmer in Rot tauchten. Ihr Hauptwunsch war ein Klavier gewesen, und da sie keins kaufen konnte, so mietete sie sich eins. Wenn die Töne auch ein bißchen verstimmt waren, so sah der Polisanter-Kasten doch recht gut aus.

Als alles fertig gewesen war, hatte sie ihre Besuche gemacht, und man hatte ihr dieselben natürlich erwidert. Wie freute sie sich, die Baronin La Fontan und Frau Maupec, die Gattin des Unterpräfekten, zusammen auf ihrem Sofa sitzen zu sehen, die Gräfin de La Genvraais, Frau Collas, kurz ganz La Feuillade war da, so daß es an Stühlen fehlte! Wie triumphierte die Bauerntochter! Stand sie nicht diesen Damen vollständig gleich? Niemals hatte sie ihren Mann so zärtlich geliebt, wie an diesem Tage, und leidenschaftlich umarmte sie ihn, als sie wieder allein waren. Was wollte sie nicht alles thun, um ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen! Was schadete es, daß in dem Schlafzimmer der jungen Frau nur eine ärmliche eiserne Bettstelle und zwei Stühle standen, daß der einfache gehobelte Tisch im Speisezimmer ein zu kurzes Bein hatte — sie hatte ihren Salon und ihren Empfangstag!

Aber die folgenden Mittwoche waren nicht wie dieser gewesen, an Stühlen war kein Mangel, wohl aber an Besuchern und Besucherinnen. Sie hatte vergeblich von drei bis sieben Uhr gewartet, es war niemand gekommen; man hatte eben der Frau Lieutenant ihren Antrittsbesuch erwidert, was sollte man aber noch bei ihr machen? Die Baronin La Fontan ließ sich dazu nicht herab, und die Frau des Unterpräfekten hatte so viel andre Besuche zu machen, die von Regierungs wegen gar nicht aufgeschoben werden durften.

Während der ersten Mittwoche war Drapier bei ihr geblieben, als er aber gesehen hatte, daß überhaupt niemand

mehr kam, war er wieder ins Café gegangen, wo er mit Bezique- und Dominospielen seine Zeit viel angenehmer und auch viel nützlicher hinbrachte, weil er beide Spiele so gut spielte, daß er selten verlor.

Seitdem hatte sie allein gewartet, ohne den Mut zu verlieren, mit einer gelassenen Geduld, die den Grundzug ihres Wesens bildete, ohne böse oder bitter zu werden und ohne zu klagen. Mit der Zeit, dachte sie, würde schon jemand kommen.

Sobald es Mittag war, machte sie ihren Salon so niedlich wie nur möglich zurecht. Dann zog sie sich an, damit sie sich präcis um drei Uhr in ihren Sessel niederlassen konnte. Dann wartete sie und horchte auf jedes Geräusch, das sich auf der Treppe vernehmen ließ. Jetzt ging jemand die Stufen hinauf, er wollte jedenfalls zu ihr . . . ach nein! Nun, dann nachher . . .

Und von Zeit zu Zeit warf sie einen betrübten Blick auf die Blumen, die sie in allen ihr zu Gebote stehenden Vasen aufgestellt hatte, und fragte sich, ob sie denn niemand zu sehen bekäme. Sie hatte so viel Mühe und Beschwerde von ihren Blumen. Da sie dieselben nicht, wie die andern Leute, bei den Gärtnern in der Stadt kaufen konnte, so ging sie selbst des Dienstags hin und pflückte sich welche an den Hecken und von den Feldern. Im Frühling war die Auswahl groß, im Sommer beschränkter und im Winter sehr klein. Aber das schadet nichts, sie mußte dann eben etwas länger danach gehen, das war alles. Am Nachmittage sahen dann die Nachbarn, wie sie mit einem ganzen Arm voll Blumen oder grünen Laubes, je nach der Jahreszeit, heimkehrte.

Zehntes Kapitel.

Mehr als einmal hatte sie sich die Frage gestellt, ob Bonnet wohl daran denken würde, daß sie ihm ihren „Jour fixe“ genannt hatte, aber sie getraute sich nicht, auf das Vorgefühl zu bauen, welches ihr sagte, daß sie ihn sehen würde. Ihr Vorgefühl hatte sie so oft getäuscht. Sie hatte so oft den Besuch von Leuten erwartet, dessen sie ganz sicher zu sein glaubte, und nie waren sie gekommen. Allerdings

waren ihr Mann und Bonnet zusammen auf der Kriegsschule gewesen und dadurch weit näher bekannt, aber Cholet war auch ein Kamerad von Saint Cyr, und sie konnte die Male zählen, wo der zu kommen geruht hatte.

Sie hatte ihren Mann häufig über Bonnet sprechen hören, wie er von keinem andern sprach, er hatte ihr von seiner Klugheit, seiner Rechtschaffenheit, seinem Mute und auch von dem Unglück, das ihn verfolgte, erzählt. Aber man kann ein guter Offizier und ein braver Mann sein, ohne dabei Geschmac an dem gesellschaftlichen Leben und Treiben zu haben, und nur in diesem Sinne hatte Bonnet augenblicklich Bedeutung für sie.

Als sie den zögernden Schritt auf der Treppe gehört hatte, der so klang, wie wenn jemand zum erstenmale in ein Haus kommt, brauchte sie nicht zu raten. Das war Bonnet. Daher dieser Empfang!

Als er den Stuhl eingenommen hatte, den sie ihm neben sich angewiesen, herrschte einen Augenblick Stillschweigen, weil er nicht so recht wußte, was er aus dieser sichtlichen freudigen Erregung, die sie ihm zeigte, machen sollte, und fürchtete, das Gespräch beim falschen Ende anzufangen. Die junge Frau da vor ihm, die so sanft und traurig aussah und die neulich ihr Mann in seinem Beisein so schlecht behandelt hatte, hatte ihm ein gewisses Mitgefühl eingeflößt, so daß er sich geärgert hätte, wenn er sie irgendwie betrübt hätte. Sie war doch sicherlich nur wegen seiner engeren Kameradschaft mit Drapier so befriedigt von seinem Kommen gewesen, und das zeugte von einer Liebe, die ihn tief rührte. Drapier so rauh, sie so zärtlich! Arme kleine Frau! Nun, er wollte schon acht geben, daß er nichts von Drapier sagte, was sie in ihrer Liebe verletzen könnte.

Aber zu seinem großen Erstaunen war nicht von Drapier die Rede, wie er erwartet hatte, sondern von ihm.

„Wie finden Sie La Feuillade?“

Die Frage war zu erwarten und außerdem für Bonnet sehr günstig, weil sie ganz von selbst zu Frau von Bosmoreau und ihren Töchtern hinführte; er brauchte das Gespräch nur in Gang zu erhalten.

Aber es dauerte doch ziemlich lange, denn Frau Drapier hing nicht nur an ihrem Empfangstage wegen des Vorzuges, jemand bei sich zu sehen, sondern auch wegen des Vergnügens der Unterhaltung.

Die Bauerntochter hatte ihre Zeit im Kloster vortrefflich angewandt. Sie hatte gearbeitet und gelernt, und ihr offener Verstand hatte schnell begriffen. Sie besaß ein gesundes Urtheil, verstand zu plaudern und vermochte das, wovon sie nichts wußte, mit solchem Scharfblick und solch feinem Verständniß zu erraten, die einen andern Mann als den ihren bezaubern mußten. Zu ihrem großen Jammer machte Drapier seine Frau für all die Verlegenheiten verantwortlich, die ihm über dem Kopf zusammenschlugen, und bezahlte ihr mit Gleichgültigkeit und Härte die dreißigtausend Franken, die sie ihm nicht in klingender Münze mitgebracht hatte. Mit einer geistreichen Bemerkung seiner Frau konnte er doch am Ersten des Monats den Zahlmeister nicht abspeisen, wenn der ihm die Summen abzog, die sein Kassenbuch belasteten, und ebenso wenig konnte er mit einem ihrer genialen Einfälle die Gläubiger fortschicken, die ihn mit ihrem Drängen und Klagen sogar bis ins Kaffeehaus verfolgten. Ein guter Witz, ein sinnreicher Gedanke und ein liebliches Lächeln machten ihn noch nicht zum Besitzer von zwölf- bis fünfzehnhundert Franken Rente, auf die er gerechnet und die er so sehr nötig hatte.

Diese unaufhörliche Notlage und das Quälen seiner Gläubiger machten ihn erbittert und wütend auf seine Frau. Sie hatte ihn zu Grunde gerichtet, während er Rettung von ihr erwartet hatte, und obwohl sie seine Vorwürfe mit himmlischer Geduld ertrug und sich niemals gegen die Hand auflehnte, die ihr das Herz brach, so konnte er ihr doch nicht vergeben. Ihr Fehler war es, der Fehler ihrer wahnsinnigen Eitelkeit und ihres lächerlichen Ehrgeizes. Daß sie ein jammervolles Leben führten, daß seine Stellung bedroht und seine Zukunft in Frage gestellt war, daß er eines Tages seinen Abschied einreichen müßte — denn Oberst Bayon war unerbittlich gegen seine verschuldeten Offiziere — das war und würde die Folge davon sein, daß er die große Thorheit begangen hatte, sich zu verheiraten. „Wenn ich doch diese Dummheit nicht gemacht hätte!“ wiederholte er zehnmal am Tage, und niemals hatte sie darauf geantwortet, daß ihre Verhältnisse weniger traurig sein würden, wenn sie nicht noch unter den Schulden zu leiden hätten, die er vor dieser „Dummheit“ kontrahiert hatte. Mit der Gage hätte sie schon den Haushalt führen und sich und ihrem Manne anständige Kleidung halten können, aber was konnte sie mit dem bißchen

anfangen, was er ihr brachte, wenn der schreckliche Hauptmann Bontemps vorher seine Abzüge davon genommen hatte.

Gerade weil sie in Bonnets Gegenwart so grob von ihrem Manne angefahren war, freute sie sich jetzt, zeigen zu können, daß sie nicht das bemitleidenswerthe Geschöpf war, wie er damals annehmen mußte. Gesprächsstoff war genug vorhanden: außer der Stadt das Regiment und besonders die Frauen der Offiziere.

„Wie, Sie haben die Baronin La Fontan nicht zu Hause getroffen? Dann müssen Sie noch einmal hingehen.“

„Heute abend noch, wenn ich von Ihnen weggehe.“

„Das ist auch die richtige Zeit. Sie empfängt alle Tage von sechs bis sieben Uhr, was viel eleganter ist, als wenn man seinen ‚Jour fixe‘ hat, wie wir, und Sie wissen doch, daß sie sich für die höchste Repräsentantin des guten Tones hält, wie er vor zwanzig Jahren Mode war, des guten Tones der Metternich, den sie in seiner ganzen Reinheit bewahrt hat und den sie so treu kopiert, daß sie in ihren Toiletten und Manieren eine Ähnlichkeit mit der Fürstin selbst anstrebt, die auch sehr treu und gelungen sein soll, wie alte Leute sagen, die in diesen längst vergangenen Zeiten gelebt haben. Sie kann Ihnen nicht drei Sätze sagen, ohne ihr Bedauern auszudrücken, daß es keinen Hof mehr gibt, und ohne Ihnen zu verstehen zu geben, daß sie dort eine große Rolle gespielt haben würde, sowohl durch ihren Geist als durch ihre Anmut und besonders . . . durch ihren guten Ton. Sie werden sie auf einer Chaiselongue liegend finden, wie sie ihre Füße zeigt, was das Beste an ihr ist. Wenn Sie fünf Minuten da sind, erscheint der Baron mit gefurchter Stirn, wie ein Mann, der bis über die Ohren in der Arbeit steckt. Sie gibt ihm ihre Hand, als ob sie ihn zum erstenmal am Tage sähe, und sagt immer dieselben Worte zu ihm. ‚Guten Tag, Theo, geht es dir gut?‘ Darauf antwortet er unabänderlich dasselbe: ‚Sehr gut, und du, hast du eine gute Nacht gehabt?‘ gerade als ob sie die Nacht nicht in demselben Zimmer geschlafen hätten. Das erste Mal wird Sie das sehr belustigen, und es ist auch wahrhaftig amüsanter als ihre Diners, obwohl sie dieselben von den jungen Köchen zubereiten läßt, die sie für ihren persönlichen Dienst in Beschlag nimmt, sobald sie ins Regiment kommen und ehe sie sich die Hände mit den Gewehren beschmutzt haben.“

Sie sah Bonnet lachen und ein Bedauern mischte sich in

die Freude ihres kleinen Erfolges. Warum war ihr Mann nun nicht da, um zu sehen, daß sie doch nicht ganz die unbedeutende Frau war, für die er sie hielt? Bonnet, von dem er so viel Gutes sprach, war keineswegs beschränkt, und er lachte.

Sie war dadurch zu sehr ermutigt, um nicht fortzufahren. Nach der Frau des Oberstlieutenants kam die des Bataillonschefs, bei dem Bonnet stand, Frau Collas, dann die Frau seines Compagniechefs, die Gräfin La Genevrais.

„Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen guten Rat zu geben, so seien Sie vorsichtig mit Frau Major Collas und vergessen Sie nie, daß Baronin La Hontan, die uns allen komische Spitznamen gibt, von ihr behauptet, daß sie, anstatt die Flecken wegzuwischen, die den Ruf einiger Offiziersdamen des Regiments schädigen könnten, wie ihr Name sie eigentlich dazu verpflichte — Collas Benzin — frische Flecken hinzumache und sogar solche Damen damit bedächte, die nie einen Flecken gehabt hätten. Was Frau von Genevrais betrifft, so lassen Sie sich nicht durch ihr zurückhaltendes Wesen irre machen. Im Grunde genommen ist sie eine sehr gute und prächtige, ich möchte beinahe behaupten, die beste Frau, unglücklicherweise ist sie, obwohl sie von ebenso vornehmer Familie, wie ihr Mann, stammt, arm, sehr arm, und daß sie eben nur von ihrer Hauptmannsgage leben müssen, das legt ihrem Wesen diese zurückhaltende Kälte auf. Den Reichen erlaubt man alles, von den Armen verlangt man alles. Wenn Frau von Genevrais zu liebenswürdig gegen uns wäre, würde man sagen, sie demütige sich, und deshalb wahrt sie immer den Abstand, obwohl sie sehr höflich und gegen die Offiziersdamen des Regiments zuweilen sogar ganz reizend ist.“

So interessant diese Skizzen der Frauen seiner Kameraden auch waren, vergaß Bonnet doch Frau von Bosmoreau nicht; ihrethalben war er gekommen und nicht wegen der Baronin La Hontan oder der Gräfin de la Genevrais.

„Da Sie alle so genau kennen, mit denen ich in Verbindung treten werde, erlauben Sie mir gütigst die Frage, was einige Worte Drapiers über Frau von Bosmoreau zu bedeuten hatten, die ich nicht verstanden habe, und die mir jetzt wieder eingefallen sind: Warum zählt sie nicht mit? Und warum ist ihr Verstand seit ihrer zweiten Verheirathung nicht mehr so ganz in Ordnung?“

Sie sah ihn ziemlich lange an, dann fragte sie lächelnd: „Frau von Bosmoreau interessiert Sie wohl?“

„Sie ist mir sehr sympathisch. Ich finde diese Häuslichkeit mit der Großmutter, der Mutter und den beiden Töchtern, von dem lieblichen Rahmen ihrer Villa umschlossen, durchaus beachtenswert!“

„Sie haben davon geträumt!“ rief sie, immer lächelnd.

„Das würde zu viel sagen, aber ich habe wenigstens daran gedacht.“

„Das ist allerdings etwas, aber noch nicht genug. Sie müssen viel und leidenschaftlich daran denken!“

„An Frau von Bosmoreau?“

„Nein, bewahre, an ihre Töchter!“

„An alle beide?“

„Auch nicht, an die eine, oder die andre!“

„Da komme ich in Verlegenheit.“

„Seit unsrer Abendgesellschaft bei Frau von Bosmoreau haben Edmund und ich oft von Ihnen gesprochen, das heißt, wir haben eigentlich nur von Ihnen gesprochen. Sie wissen, welche Anhänglichkeit Edmund an seine Kriegsschulkameraden besitzt, und von allen diesen Kameraden sind Sie derjenige, auf welchen er die meisten Hoffnungen gesetzt hat.“

„Das ist sehr nett von ihm, aber wir wollen lieber sagen, auf welchen er die meisten Luftschlösser gebaut hat.“

„Nein, ich halte die ‚Hoffnungen‘ aufrecht, denn sie beruhen auf einer festen Grundlage, welche sich aus Achtung und Vertrauen zusammensetzt, die Sie ihm eingeflößt haben. Kurz, er glaubt an eine schöne Zukunft für Sie und meint, daß eine gute Heirat ihr sehr zu Hilfe kommen würde. Deshalb haben wir diese Heirat ins Werk gesetzt.“

„Und mit wem, wenn ich fragen darf?“ rief er lachend.

„Wir sind nicht ganz einig; Edmund will mit Agnes, ich mit Julia. Agnes ist unbestreitbar ein sehr schönes, glänzendes, prächtiges und verführerisches Mädchen, das erkenne ich, wie alle, an, aber Julias Vorzüge sind nicht weniger groß, wenn sie auch weniger die Augen auf sich ziehen. Ich stelle mich übrigens durchaus nicht auf den Gesichtspunkt des Vermögens und ziehe Julia nicht einzig und allein deswegen vor, weil sie reich und Agnes es nicht ist, obwohl dies, bei sonst gleichen Vorzügen, ins Gewicht fallen würde. Nein, ich finde eben, daß die Vorzüge der beiden Schwestern sich nicht die Waage halten, und daß Julia den Sieg über ihre Schwester davonträgt. Sie fragten eben, warum Frau von Bosmoreau nicht mitzählte? Weil die arme Frau so gestörten

Geistes — wenn auch nicht ganz verrückt, so doch derart schwachsininig ist, daß sie nicht im stande ist, ihre Besinnung stets zu behaupten. Wenn Sie ihre Bekanntschaft machen, werden Sie bemerken, daß sie plötzlich und ohne allen Grund laut auflacht, während ihr Gesicht ganz ruhig bleibt, oder daß sie plötzlich ihre Rede unterbricht und sagt: „Lassen Sie mich, ich rede sonst dummes Zeug.“ Unter diesen Verhältnissen, wo die Großmutter taub und die Mutter schwachsininig ist, hat Julia die Leitung des Hauswesens in die Hand genommen und ist das Hausmütterchen geworden. Die Art und Weise, wie sie sich mit dieser Rolle abfindet, hat Ihnen sicher schon gezeigt, welche Klugheit, Herzensgüte und unveränderliche Liebenswürdigkeit sie besitzt. Wegen dieser Eigenschaften ziehe ich Julia der schönen Agnes vor, und seien Sie nicht so erstaunt, daß ich daran gedacht habe, daß Sie ihr Mann werden könnten. In La Feuillade gibt es niemand, der ihrer würdig ist, da sie bis jetzt niemand zum Heiraten hat bewegen können, da kommen Sie . . .“

„Aber ich komme nicht mit dem Gedanken, mich zu verheiraten, das ist mir niemals eingefallen. Außerdem komme ich ja nicht allein, auch Derodes ist in La Feuillade eingezogen.“

„Ich habe nichts mit Herrn Derodes zu thun. Er ist weder ein Kamerad noch ein Freund Edmunds, und übrigens würden Agnes und selbst Julia, im Vergleich zu seinem Vermögen, nur sehr kleine Partieen für ihn sein. Sie dürfen sich nun aber nicht einbilden, daß ich eine professionierte Ehestifterin bin, weil ich mir diese Heirat für Sie ausgedacht habe. Ich mische mich zum erstenmal in solche Sachen, und der Gedanke ist mir erst gekommen, wie Edmund mir von Ihnen erzählt hat, als Sie ihn um Auskunft über La Feuillade gebeten hatten. Mein Plan hat sich befestigt, als ich Sie sah. Selbstverständlich weiß ich nicht, ob Sie ihn gut heißen, und mag Sie auch nicht danach fragen. Wenn Sie aber jemals einer Vertrauten bedürfen, so stehe ich zu Diensten. Es ist eine undankbare Rolle, um die man sich gewöhnlich nicht zankt, aber ich würde sie mit Freuden übernehmen, wenn Sie sie mir anvertrauen wollen.“

Elftes Kapitel.

Am Sonnabend nachmittag machten Bonnet und Derodes in Begleitung Cholets, der sich das Amt, sie einzuführen, nicht nehmen lassen wollte, bei Frau von Bosmoreau ihren Besuch.

Sie fanden Mutter und Töchter auf der Terrasse, wo sie in der guten Jahreszeit des Abends zu verweilen pflegten. Längs des Geländers der Mauer waren Gartenstühle zwischen den Orangenbäumen aufgestellt und auf dem Tische stand ein Präsentierbrett mit Gläsern. Dort empfingen sie in der That gewöhnlich ihre Freunde, die sie zu dieser Stunde besuchten, und an einem schönen Tage konnte man sich keinen besseren Platz zum Ausruhen und Plaudern denken. Unter der Magnolie, deren weitausgebreitete Aeste eine Laube aus Blättern und duftenden Blüten bildete, hatte man einen weiten, unbegrenzten Blick über das Thal, aus dem der frische Hauch des Abends emporstieg.

Als die drei Offiziere sich setzen wollten, wandte sich Julia an Bonnet und fragte: „Würden Sie nicht lieber ins Haus gehen?“

„Meiner Ansicht nach sitzen wir hier sehr gut!“ antwortete er, ein wenig von dieser Frage überrascht.

„Die andern Herren und wir ohne Zweifel; aber Sie, Herr Lieutenant, kommen eben von Afrika und könnten die Abendkühle fürchten. Als wir erfuhren, daß Sie durch das Fieber gezwungen gewesen wären, Algier zu verlassen, haben wir uns Vorwürfe gemacht, daß wir Sie des Nachts in freier Luft haben tanzen lassen.“

Bonnet, welcher nicht durch Aufmerksamkeiten und Rücksichten verzogen war, war von dieser Sorgsamkeit ganz gerührt.

„Machen Sie, bitte, keine Umstände mit mir, gnädiges Fräulein, ich fürchte mich nicht vor dem Klima in La Feuillade. Wenn ich anderswo die Unvorsichtigkeit begangen hätte, des Nachts im Freien zu tanzen, würde ich sie wohl mit einem tüchtigen Fieberanfall haben bezahlen müssen, aber die frische Abendluft hier, die keinen Tau und keine Feuchtigkeit mit sich führt, ist mir nicht schädlich. Ich würde ungern diese schöne Aussicht vermissen, von welcher ich sogar geträumt habe.“

„Wirklich?“

„Der Abend war so reizend mit seiner originellen Scenerie inmitten des alten Klosters, mit dem grünen Laube, den Campions und dem Mondlicht, das weiß und glänzend durch die gotischen Fenster fiel, daß mein Kopf ganz voll davon war.“

Die alte Frau Amilhou hörte Bonnet zu, als ob sie ihn verstehen könnte, sie sah ihn lächelnd an und fragte ihn: „Haben Sie sich nach unsrer Abendgesellschaft nicht unwohl gefühlt?“

„Durchaus nicht, gnädige Frau!“

Julia schrieb aber nicht diese Antwort auf die Tafel ihrer Großmutter, sondern: „Herr Bonnet sagt, daß er davon geträumt hat.“

Frau Amilhaus ernstes Gesicht heiterte sich auf: „Nun, dann wollen wir Ihnen mehr dergleichen bieten,“ sagte sie freundlich, „ich will zusehen, daß ich wieder mehr Fingerfertigkeit bekomme.“

Während sie sich so unterhielten, hatten Derodes und Cholet vor Frau von Bosmoreau und Agnes Platz genommen, so daß sie dem Geländer den Rücken zudrehten, während Bonnet Agnes ins Gesicht sehen konnte. Es war das erste Mal, daß er sie bei Tageslicht sah, und kam es nun, daß er sich von dem, was er über sie gehört hatte, beeinflussen ließ, oder setzten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ihre Schönheit noch mehr ins Licht, kurz der Eindruck, den sie jetzt in Wirklichkeit auf Bonnet machte, war viel größer, als wie er ihm in der Erinnerung gewesen war. Wahrhaftig, ein schönes Mädchen! Während sie mit Derodes sprach, hatten sich ihre Wangen gerötet, ihr schöner Teint schimmerte im Abendschein und ihre blauen Augen blizten. Wie strahlend und glänzend erschien sie im Vergleich zu ihrer sanften und ruhigen Schwester; seine Ansicht über Julia änderte sich dadurch nicht, aber Agnes blendete ihn, er mußte sie immer wieder ansehen und sprach leise vor sich hin: „Welch ein schönes Mädchen, welch ein schönes Mädchen!“

Bald wurde die Unterhaltung allgemein, denn wenn Agnes auch Derodes für sich in Beschlag nehmen zu wollen schien, erlaubte sie ihrer Schwester doch nicht, Bonnet für sich zu behalten. Alle beide, oder vielmehr alle drei, sollten sich mit ihr beschäftigen. Da Derodes und Cholet nie in Algier gewesen waren, so fragte sie Bonnet nach dem Leben in den Städten und der Wüste Afrikas aus, ob er viele Araber getötet und ob er eine Waffensammlung mitgebracht hätte.

Während er eifrig erzählte, glaubte er zu bemerken, daß Frau von Bosmoreaus Hände von einem seltsamen Zittern befallen wurden. Plötzlich streckte sie ihre Arme aus, legte sie dann wieder in ihren Schoß, worauf ihre Finger sich mit unwillkürlichen Muskelbewegungen zusammenkrallten und wieder streckten. Julia erhob sich sofort, nahm den Arm ihrer Mutter und beide entfernten sich, während Agnes, ohne sich stören zu lassen, Bonnet aufforderte, weiter zu erzählen.

Er fuhr also fort, aber kaum hatte er einige Worte gesagt, als er von der Seite, wohin Frau von Bosmoreau und Julia fortgegangen waren, ein schrilles Lachen hörte. Hätte Frau Drapier ihm nichts davon erzählt, hätte er sicherlich innegehalten, da er aber gewarnt war, zeigte er durchaus keine Ueberraschung und sprach ruhig weiter, als ob er gar nichts gehört hätte.

Julia blieb ziemlich lange fort; zuletzt kam sie allein zurück.

Bonnet und Cholet, welche beide Frau von Bosmoreaus Krankheit kannten, sagten nichts. Derodes aber, der nichts davon mußte, glaubte einige Worte der Teilnahme an Julia richten zu müssen. Diese antwortete ganz unbefangen, ihre Mutter sei nicht ganz wohl und habe sich niedergelegt, und damit war die Sache gut.

Natürlich wurde der Besuch der Offiziere dadurch abgekürzt, und sie nahmen Abschied, obwohl Agnes, die sie gern dabehalten wollte, sie zum Bleiben nötigte.

„Warum hast du Mama nicht wieder mit zurückgebracht?“ fragte Agnes ihre Schwester, als die Herren gegangen waren.

„Sie war wirklich elend.“

Agnes machte ein unzufriedenes Gesicht und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, auf ihr Zimmer. Sie ging aber nicht zu Bette, sondern schob einen Sessel ans geöffnete Fenster, lehnte sich nachlässig darin zurück und lag so umspielt von der weichen lauen Abendluft.

Ungefähr nach einer halben Stunde kam Julia zu ihr und fragte sie zärtlich: „Was machst du da?“

„Nichts.“

„Träumst du?“

„Ja und nein.“

Julia nahm einen Stuhl und setzte sich neben ihre Schwester.

„Wie findest du ihn?“ fragte sie dann.

„Und du?“

„Sehr nett, außerordentlich nett; der zweite Eindruck hat dem ersten recht gegeben. Das ist ein Mann, den sich jedes junge Mädchen zum Gatten wünschen könnte.“

„Nicht wahr?“

„Würdest du ihn nehmen, wenn er um dich anhielte?“

Agnes fing an zu lachen: „Wenn er um mich anhielte . . .“

„Nun, schön genug bist du, scheint mir, und außerdem finde ich, daß die Heirat mit dir, wenn er überhaupt ans Heiraten denkt, vorteilhaft genug ist, um ihn zu reizen.“

„Ach! Du sprichst von Lieutenant Bonnet?“

„Und von wem denn sonst?“ fragte Julia ganz verduzt.

„Das sieht dir ähnlich!“ rief Agnes, „ach, das sieht dir ähnlich!“

Julia sah sie sprachlos an.

„Wie?“ rief Agnes lachend, „du bildest dir ein, daß ich an einen Mann dächte, der nichts hat, während ich neben ihm einen andern sehe, der eine respectable Anzahl von Millionen besitzt!“

„Lieutenant Derodes?“

„Warum nicht?“

„Hast du geglaubt, ich spräche zu dir von Derodes?“

„Und warum hätte ich das nicht glauben sollen? Wenn ich für Lieutenant Bonnet hübsch genug bin, werde ich es doch auch für Derodes sein! Meinst du nicht, wie?“

„Es handelt sich nicht um deine Schönheit, sondern um dein Vermögen. Derodes stammt, wie man sagt, aus einer sehr reichen Familie . . .“

„Glaswaren und Spiegelmanufaktur von Ostrevent, Aktiengesellschaft, zehn Schmelzöfen, Glasscheiben von allen Sorten; Fabrik von glatten, mit Folie belegten und versilberten Spiegeln; Fabrik chemischer Produkte; das ist das Gebiet der Firma Derodes & Cie. Du siehst, ich kenne sie ganz gut und wirst dann auch verstehen, daß ich Derodes dem Müller-Johne Bonnet vorziehe.“

„Aber Agnes!“

„Was soll Agnes? Ist Herr Lieutenant Derodes nicht ein Mann, den sich jedes junge Mädchen zum Gatten wünschen könnte . . . besonders wenn sie kein Geld hat.“

„Ich denke, das letztere ist bei dir nicht der Fall.“

Agnes stand schnell auf und umarmte ihre Schwester.

„Glaube nicht, daß ich vergesse, was du für mich thust, und dir dafür nicht Dank weiß. Ich kann mir keine bessere

Schwester denken, als du es bist, jedenfalls habe ich nie eine großherzigere gesehen. Aber wenn du auch etwas, oder gar viel für mich thust, so brauche ich noch nicht unthätig zu sein. Laß mich eine Partie suchen, die meinen Wünschen, oder Träumen, wie du es nennen willst, entspricht und mir eine Existenz geben kann, wie sie meinem Geschmack und meiner Erziehung angemessen ist."

"Aber wo willst du diesen Mann finden? Zeige ihn mir und sei versichert, daß ich dir helfen werde!"

"Ich verlange gerade, daß du mir nicht hilfst und mich frei handeln läßt, denn wir haben weder dieselben Ansichten, noch dieselben Ansprüche. Zum Beispiel wenn ich von einer guten Partie rede, so kommst du mir mit einem Mann, wie sollen wir uns da verstehen?"

"Du machst mir Sorge."

Agnes lachte: "Berechne einmal, wievielmahl ich dir schon Sorge gemacht habe, und wieviel . . . schwere, schwere Unglücksfälle mir zugestoßen sind, dann wirst du einsehen, daß du ruhig sein kannst. Wenn du auch vier Jahre älter und meine große Schwester bist, so brauchst du mich doch nicht für ein kleines Mädchen zu halten. Ich gebe zu, daß du in wirtschaftlicher und geschäftlicher Beziehung mir weit voraus bist, aber was das Heiraten betrifft, so sind wir gleichen Alters, und ich glaube sogar, da bin ich die ältere. Die Stunden, die man gelebt hat, zählen doch nur im Leben, nicht die andern! Nun, seitdem ich kein unwissendes Kind mehr bin, ist keine Stunde vergangen, in welcher ich nicht ans Heiraten im allgemeinen und an meine Heirat im besondern, ja im ganz besondern, gedacht habe. Deshalb habe ich mich so fest gegen deine bisherigen Heiratsprojekte verwahrt, weil sie eben weit mehr nicht zu meinen Ansichten paßten, als mir die Männer mißfielen. Ich hatte an Jakob Civiell persönlich nichts auszusetzen, aber er war Kaufmann, und ich werde niemals die Frau eines Mannes, der etwas verkauft. Ich hatte nichts gegen Herrn Dameron, aber er war Anwalt der Republik, und ein vernünftiges Mädchen kann heutzutage keinen Beamten heiraten, dem morgen vielleicht aus irgend einem Grunde oder ohne Grund der Abschied gegeben wird. Was soll eine Frau mit einem Mann anfangen, der Beamter geworden ist, weil er nicht zum Advokaten taugte, und nun wieder Advokat werden muß?"

Sie sagte das in solchem Lehnstone, daß Julia lachen mußte.

„Glaubst du denn,“ fuhr Agnes fort, „daß ein Mädchen, das eine gute Partie machen will, nicht im Leben oder gar in der Politik Bescheid zu wissen lernt? Die Welt schreitet fort. Was vor zwanzig Jahren gut war, ist heute nicht zu gebrauchen. Wie heute der Lauf der Welt ist, kann das vernünftige Mädchen, von dem ich spreche, nur unter drei Beamten wählen: entweder einen Ingenieur, oder einen Professor, oder einen Offizier. Als Tochter eines Soldaten wähle ich den Soldaten, und deshalb habe ich beschlossen, Derodes zum Manne zu nehmen. Er hat Stellung und Vermögen.“

„Er hat nur zu viel Vermögen.“

„Das kann ihn in meinen Augen nicht herabsetzen, die zehn Schmelzöfen, Fensterscheiben, Spiegel und chemische Produkte. Mein Stolz geht nicht so weit, daß ich den Eltern meines Mannes vorwürfe, daß sie etwas verkaufen, besonders wenn sie Geld, recht viel Geld, dafür bekommen. Der Schwiegervater, der übrigens ein vornehmer Mann ist, ist der Kaufmann . . . wir dagegen, wir sind Major, Oberst, General, und ich werde das angenehme Leben der Frau eines Offiziers führen . . . der reich ist.“

„Und wenn Derodes sich nicht verheiraten will?“

„Das werden wir sehen. Die Geschichte berichtet, soviel ich weiß, daß Männer, die nichts von der Ehe wissen wollten, zuletzt doch geheiratet haben, ohne daß sie es wollten, und selbst ohne daß sie wußten, wie sie dazu getrieben worden sind. Warum sollte es Derodes nicht ebenso gehen? Ich würde nicht das erste arme Mädchen sein, das ein reicher Mann lieben und heiraten würde, glaube ich.“

Julia antwortete zuerst nicht, endlich sagte sie: „Dann verzichst du also auf Lieutenant Bonnet? Wieviel glücklicher und ruhiger wäre ich gewesen, wenn ich dich entschlossen gesehen hätte, ihm das zu sein, was du Derodes sein willst.“

„Ich verzichte weder auf Bonnet noch auf jemand andern, einmal weil ich nicht weiß, ob es mit der Kombination ‚Derodes‘ gut gehen wird, und dann weil Bonnet mir nützlich sein kann, um Derodes schneller vorwärts gehen zu lassen . . . im Fall er nicht schnell genug marschieren sollte.“

zwölftes Kapitel.

Gelegentliche Begegnungen mit Derodes oder zufällige, improvisierte Gesellschaften, wie jene nach dem Liebesmahl, genügten Agnes nicht. Um ihren Plan ausführen zu können, mußte sie möglichst oft und möglichst regelmäßig mit ihm zusammentreffen.

Sie setzte Vertrauen in ihre Schönheit und wußte aus Erfahrung, was sie davon erwarten konnte, aber ihr Zutrauen verstieg sich nie zu lächerlicher Eingebildetheit.

Sie wußte, daß Derodes sie hübsch fand, und hatte den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, ganz richtig berechnet, aber daraus folgte noch nicht, daß er gleich um sie anhalten mußte; einem Manne gefallen und ihn heiraten ist zweierlei und letzteres war gerade ihr Hauptwunsch. Denn eine bessere Gelegenheit gab es doch sicher nicht, um die ehrgeizigen Träume ihrer Jugend zu verwirklichen und das große, elegante Leben zu führen, welches ihr die Erzählungen der Baronin La Fontan tagtäglich vorführten, ohne daß sie müde wurde zuzuhören, mochten die Geschichten auch noch so veraltet und abgeschmackt sein. Sicherlich würde der alte oder ein neuer Hof eines Tages wiederkommen, dann würde sie glänzen, alle Tage mit dem König — oder dem Kaiser, das war ihr einerlei — verkehren, und sich ausgezeichnet mit den Prinzen stehen. „Parisis“ würde von ihr sprechen, Robert Milton würde ihren Namen bei den Wettrennberichten mit aufzählen und „der Herr im Parkett“ würde ihre Toiletten beschreiben, die sie bei den Premieren tragen würde. Die Derodes mußten dann einen Titel haben, sie wollte den Adel schon wieder auffrischen lassen. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß der junge Herr von der Vorsehung nach La Feuillade geschickt war, da wollte sie diese ausgezeichnete Gelegenheit auch nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Es fragte sich, was für Hindernisse sich ihr entgegenstellten. Sie konnte sich noch nicht ganz klar darüber werden, aber sie war klug genug, deren Vorhandensein einzusehen. Er war reich und sie besaß nichts. Die Jugend, die den heiratsfähigen Mädchen so langsam und schleppend dahingeht, vergeht den Männern leicht und angenehm, warum sollte er sich diese Zeit verkürzen? Ihn mit ihrer Schönheit allein zu diesem Opfer zu bewegen, war ein thörichter Gedanke; reizen

konnte sie ihn schon, aber nur mit Geschicklichkeit und Gewandtheit konnte sie ihn fangen.

Agnes prahlte keineswegs, als sie ihrer Schwester sagte, daß sie mehr vom Heiraten verstehe, als sie, und gerade dieses Verständnis von der Sache machte ihr klar, daß Derodes nicht besiegt werden konnte, wenn er sie nur zufällig von Zeit zu Zeit sähe.

Soweit sie nach seiner selbstbewußten Miene und seinem hochmüthigen Wesen urtheilen konnte, war er ebenso unabhängig von Charakter als von Aussehen, und hatte sich eine Heirat sehr wahrscheinlich in ferner, sehr ferner Zukunft gedacht, wenn er überhaupt die Möglichkeit zugab, daß er sich einst verheiraten könnte. Um ihn auf diesen Gedanken hinzuführen und denselben in seinem Geiste Wurzel schlagen und so wachsen zu lassen, daß er von diesem unbestimmten Plan zu dem Bedürfnis, ihn zu verwirklichen, und zwar möglichst bald zu verwirklichen, gebracht wurde, dazu bedurfte es einer guten Arbeit, die nicht in einigen Tagen zu Ende geführt war.

Sie dachte daher gesellschaftliche Zusammenkünfte in Gang zu bringen, wo sie ihm oft begegnen und er sich mit ihr beschäftigen mußte, doch war die Sache mit äußerster Vorsicht zu betreiben, denn die Offiziere und besonders die jungen Leutenants gehen sehr gern dorthin, wohin man sie einladet, kommen aber nur dahin wieder, wo sie sich amüsieren. Sie hatte erst kürzlich diese Erfahrung gemacht, die bewies, wie schwierig es war, die Herren zum Wiederkommen zu bewegen.

Im vergangenen Jahre hatte sich nämlich ein höherer Offizier, General Caruel, welcher kürzlich seinen Abschied genommen hatte, in einem niedlichen Häuschen in der Vorstadt niedergelassen. Zufällig hatte er, nicht sehr lange vorher, ein Jahr in La Feuillade gestanden. Die Dertlichkeit hatte ihm gefallen und schien ihm ganz dazu angethan, um dort ohne große Ausgaben ein gemüthliches Leben führen zu können. Da er damals noch im Dienst war, so war sein Umgang sehr begehrt, und die Offiziere sowohl wie die vornehme Welt der Stadt hatten der Generalin, die viel Gesellschaft liebte, häufig ihre Aufwartung gemacht. Er dachte daher, wenn er einmal seinen Abschied nähme, könnte er keine bessere Stadt finden, wohin er sich zurückziehen würde. Denn wo konnte er angenehmeren Verkehr bekommen? Und der war ihm jetzt sehr viel wert, wo er nichts mehr war, nichts mehr

that und nichts mehr bedeutete. Aber mit dem Verkehr war es merkwürdigerweise gar nicht so geworden, wie sie sich das nach der Vergangenheit gedacht hatten. Ja, dem kommandierenden Brigadegeneral hatte man eifrigst den Hof gemacht, jetzt aber, wo er weder Macht noch Einfluß besaß, und ihn die jungen Lieutenants, denen nichts heilig ist, „einen armen aufrangierten alten Mann“ nannten, sah man gar nicht ein, warum man sich seiner wegen noch Unbequemlichkeiten aufzuerlegen sollte.

Bei der ersten Gesellschaft, die er gab, hatte niemand abgesagt, bei der zweiten waren schon merkliche Lücken vorhanden, bei der dritten konnte man die Erschienenen zählen und so schien der Augenblick nahe zu sein, wo sie in ihrem leeren Salon in ödem Tête-à-tête einander gegenüber sitzen würden.

Dies Beispiel war maßgebend für Agnes, aber dabei doch nicht entmutigend; wenn die Generalin verstanden hätte, ihre Gäste zu amüsieren, so würden sie wiedergekommen sein. Ein junger Sekondelieutenant hatte gelassenen Sinnes die Situation treffend gekennzeichnet: „Man langweilt sich da zum Sterben, man riecht ordentlich den Moder dort.“ Es gibt allerdings heutzutage nur Offiziere der „neuen Armee“, wie es früher nur die „alte Armee“ gegeben hatte, und für diese „neuen“ gibt es nach Beendigung des Dienstes nur eine Frage: „Wie amüsieren wir uns?“

Als sie früher durch die steten Garnisonswechsel ein Wanderleben zu führen gezwungen waren, war allerdings das Kaffeehaus ihr einziger Vergnügungsort, denn wo sollten sie sonst in einer Stadt hingehen, wo sie niemand kannten und sich nur vorübergehend aufhielten? Aber seitdem den Regimentern ein fester Wohnsitz angewiesen ist, wodurch der Offizier sicher ist, länger an einem Orte zu bleiben, sind seine Gewohnheiten andre geworden, er hat Beziehungen, Freunde, ja oft eine Familie und so ist das Café nicht mehr der einzige Ort, wo er sich erholt und mit andern verkehrt. Uebrigens ist das Urbild eines Caféläufers durchaus noch nicht verschwunden, es gibt noch immer Offiziere, die mit ihrem Pfeifchen beim Domino an einem staubigen, flebrigen Marmortische die Zeit totschiagen; aber sie sind in den letzten Jahren viel seltener geworden, und ihre Zahl nimmt von Tag zu Tag ab.

Neben der Klasse von Offizieren, die aus Prinzip nicht

in die Kneipe gehen und nicht auf der Straße rauchen, gibt es noch andre, die dem Domino und dem Absinth weniger einfache Zerstreuungen vorziehen; in einigen Regimentern malen, in andern modellieren sie. In La Feuillade war das Aquarellieren seit einigen Monaten Mode geworden. Eines schönen Tages war nämlich ein Lieutenant aufgewacht und hatte plötzlich eine große Begabung für die Malerei in Wasserfarben in sich entdeckt, ein anderer hatte es ihm nachgemacht, dann noch einer und noch einer; einige Damen, die sehr gut alte Stickereien nachzuahmen verstanden, hatten ebenfalls zum Pinsel gegriffen und ließen die Nadel verrosten; es war die reine Leidenschaft, all und jeder hatte sich ans Aquarellieren gemacht. Man sprach schon von einer Ausstellung zum Besten der Armen von La Feuillade und der Unterpräfekt, der sehr viel davon hielt, oder doch so that, hatte sogar vorgeschlagen, die Ausstellung solle zum Besten der Armen des ganzen Arrondissements stattfinden.

Aber so sehr sich das Regiment auch dieser künstlerischen Neigung hingab, so war doch die Zeit der Offiziere, die in Wasserfarben malten, nicht so besetzt, daß sie nicht noch andern Zerstreuungen nachgehen konnten; ein Künstler von Beruf kann wohl den ganzen Tag arbeiten, für den Dilettanten jedoch genügen einige Stunden, und selbst die werden ihm manchmal lang. So ging es mit den malenden Offizieren. Daß sie nun nicht mehr zur Generalin gingen, die sich so zuvorkommend gegen sie benahm, lag daran, weil sie sich bei ihr langweilten.

Drei Stunden an einem Whisttische oder beim Tricktrick sitzen zu müssen und zuzuhören, wie die Generalin Geschichten aus der guten alten Zeit erzählte, als sie noch die Visitenkarten der Adjutanten ihres Gatten in ihr Tagebuch klebte, das sie aus Gott weiß welchem Grunde den „Codex“ nannte — ihre Lieblingsredensart war: „Mein bester Herr, ich weiß, was ich weiß, ich habe es erst gestern wieder im Codex gelesen — das waren Vergnügungen, die nicht für die Offiziere paßten. Man mußte ihnen Zerstreuungen bieten, die sie wirklich amüsierten, und das wollte Agnes thun. Aber was für welche?

Wenn sie etwas vorhatte, pflegte sie sich niemals mit einem der Ihrigen zu beraten, weder mit ihrer Großmutter, noch mit ihrer Mutter, selbst nicht mit ihrer Schwester; sie sagte, was sie beschlossen hatte, und dann ließ man es ent-

weder geschehen oder wehrte sich dagegen. Zuweilen erlaubte sich Frau Amilhou eine Kritik, zuweilen wagte sich auch Julia mit einer freundschaftlichen Bemerkung hervor, nur Frau von Bosmoreau machte nie den leisesten Einwand. Alles, was ihre geliebte Tochter that, war gut, und nicht wie bei Julia, die sie immer und bei jeder Gelegenheit ärgerte. Indessen in diesem Falle glaubte Agnes doch ihrer Schwester, deren Hilfe sie außerdem bedurfte, ihren Plan mitteilen zu müssen.

„Du willst Herrn Derodes hierher ziehen?!“ rief Julia bei den ersten Worten.

„Ohne Zweifel!“

„Du denkst doch nicht daran?“

„Ich denke nur daran, und rechne sogar dabei auf deine Hilfe.“

„Das ist doch nicht dein Ernst?“

„Mein voller Ernst. Du willst doch, daß ich heirate?“

„Ohne Frage!“

„Nun, bildest du dir etwa ein, daß eine Heirat zwischen einem Mädchen in meiner Lage und einem so brillant gestellten Manne, wie Derodes, sich so ganz von selbst macht?“

„Du siehst doch also ein, daß die Sache große Schwierigkeiten hat!“

„Ja, aber sie ist nicht unmöglich . . . wenn du mir helfen willst.“

„Was vermag ich denn?“

Agnes setzte ihren Plan auseinander, doch je weiter sie kam, desto trüber wurden Julias Mienen.

„Was du mir für Sorgen machst!“ sagte sie traurig, als ihre Schwester geendet hatte.

„Und warum, womit?“ fragte Agnes ganz erstaunt.

„Ich hätte so gern gesehen, daß du einen andern, wie den . . . Menschen heiratetest.“

„Beste Schwester, was das Heiraten betrifft, so darf man nicht zu anspruchsvoll und muß mit dem zufrieden sein, was man findet. Jedenfalls wird mir dieser . . . Herr zu dem Leben verhelfen, was ich erträumt habe und führen will.“

„Wirst du glücklich mit ihm sein?“

„Gewiß, da mein Traum dann in Erfüllung gegangen ist.“

„Hast du niemals von etwas andrem geträumt, als von Vermögen und glänzendem Leben?“

Agnes schüttelte den Kopf in zorniger Aufwallung: „Davon

wollen wir nicht sprechen; übrigens glaube ich, daß Derodes ein Ehemann sein wird, den man lieben kann."

"Liebst du ihn?"

"Ich werde ihn lieben, wenn er mich liebt."

"Du redest, als ob du nur zu wollen hättest, daß er dich liebt; bedenke aber auch andrerseits, daß es sehr gut möglich ist, daß er dich trotz deiner Schönheit niemals lieben wird."

"Das werden wir ja sehen!"

"Du kennst ihn gar nicht, weißt nicht, wie er ist, ob er Gefühl besitzt, wie seine Gedanken beschaffen sind. Was man sich von ihm erzählt, ist nicht gerade erfreulich. Diese luxuriöse Einrichtung, die teuren Möbel, die er sich hat von Paris kommen lassen, seine Pferde und Equipagen, seine auffallend gesuchte Toilette, wenn er in Civil geht, alles das beunruhigt mich."

"Wieso denn? Alles das zeigt doch, daß er der glänzende Cavalier ist, wie ich ihn mir immer gewünscht habe; und sein Vermögen willst du ihm doch wohl nicht zum Vorwurf machen!"

"Es wird erzählt, daß eine Schauspielerin von Bordeaux zu ihm zu Besuch gekommen ist."

"Ich verlange nicht von ihm, daß er vor mir keine andre Frau angesehen hat."

"Und wenn er nun eine andre liebt! Du willst ihn hierher kommen lassen, damit er sich in dich verliebt; wenn er das nun nicht thut?"

"Nun, dann werde ich meinen Plan aufgeben!"

"Und wenn es dann zu spät ist, wenn du, du ihn liebst. Daran hast du wohl gar nicht gedacht? Du willst ihn kapern, was soll aber daraus werden, wenn er dich kapert? Du sagtest mir, Derodes sei ein Ehemann, den du wohl lieben könntest, und ich gebe dir recht. Mag er dein Mann werden, dann magst du ihn lieben, aber daß du ihn liebst, ohne daß er sich um dich bewirbt, davor ist mir bange."

Agnes' Mund umspielte ein siegesgewisses Lächeln.

"Nun, möglich ist es immerhin," fuhr Julia fort, "und dann ist deine Jugend vergiftet und vernichtet, ganz abgesehen davon, daß dieses verfehlte Heiratsprojekt einem andern Schwierigkeiten in den Weg stellt oder es selbst ganz unmöglich macht. Ueberlege es dir noch einmal recht ordentlich, ehe du dich in ein so gefährliches Unternehmen stürzt!"

„Ich habe überlegt und beschlossen, daß Derodes mein Mann werden soll. Es ist wahrhaftig etwas kindisch von dir, liebste Julia, daß du dich darüber so quälst und aufregst. Ich bin nicht das erste Mädchen, das sich einen Mann, im Schweiß ihres Angesichts' erobert. Damit ich jedoch siege, bedarf ich deiner Hilfe, und frage dich, willst du mir helfen oder nicht?“

„Du weißt doch, daß ich dir nichts abschlagen kann.“

„Nun, dann werde ich siegen!“

Dreizehntes Kapitel.

Als Julia, wie immer, ihrer Schwester nachgegeben hatte, mußten jetzt die Mittel beraten werden, mit welchen Derodes angezogen und festgehalten werden sollte.

„Ich hätte dir meine Hilfe, die du verlangst, versagen sollen,“ sagte Julia, „denn ich habe das Gefühl, daß von deinem Plan nichts Gutes kommen wird.“

„Willst du denn wieder von vorn anfangen?“

„Nein; aber da du mich um etwas bittest, steht mir doch das Recht zu, es dir bedingungsweise zu gewähren.“

„Das finde ich durchaus nicht edel!“

„Es ist wenigstens vernünftig und ich halte fest daran. Meine Bedingung ist, daß alles, was wir beschließen, keinen besondern Bezug auf Derodes habe, und daß alles, was wir in Wirklichkeit nur seinethalben ins Werk setzen, so aussieht, als ob wir es für alle seine Kameraden ausgedacht hätten.“

„Das versteht sich von selbst!“

„Wenn Lieutenant Derodes häufig hierher kommt, sollen Bonnet, Cholet, Drapier, Montariol, Carrelet, Bézin, kurz alle die jung sind und sich amüsieren wollen, ebenfalls hierher kommen.“

„Das wollte ich dir gerade selbst vorschlagen. Meine Absicht ist es durchaus nicht, mich mit Derodes in ein dunkles Zimmer einzusperrn und ihn wie eine Odaliske dadurch zu bezaubern, daß ich ihm sein Nargileh anstecke oder einen orientalischen Tanz vorführe mit obligater Tamburinbegleitung: Bum, bum, dschin, dschin, pft, pft, pft, bum, bum!“

So trällernd tanzte sie rund um ihre Schwester herum

und drehte und wendete sich so wunderbar und leidenschaftlich, daß Julia laut zu lachen anfang.

„Die Odaliske zu spielen ist überhaupt ein schlechter Gedanke,“ fuhr Agnes fort, „das führt zu nichts und würde mich nur langweilen. Das ist nichts. Ich stimme dir vollkommen bei, daß alle, die nur kommen wollen, kommen sollen, je mehr, desto besser, vorausgesetzt, daß es gute Gesellschafter sind. Wir können außerdem Herrn von Hoffeline und den Unterpräfekten mit seiner Frau zuziehen, die dem Ganzen ein gewisses Relief geben werden. Ich werde mich bemühen, ebenso liebenswürdig gegen Bonnet und Cholet wie gegen Derodes zu sein, sollte ich letzteren aber doch etwas vorziehen, so kannst du versichert sein, daß nur er es merken soll. Ich will es nicht verschwören, daß ich zuweilen sogar liebenswürdiger gegen Bonnet oder Cholet sein werde, das kommt darauf an.“

„Ich sagte dir schon, du solltest dich mit dir selbst in acht nehmen, jetzt warne ich dich, nimm dich mit Bonnet in acht.“

„Mit Bonnet! Aber was sollte der — Müllersohn Bonnet mir thun können!“

„Bonnet ist ein Offizier, der eine Zukunft vor sich hat, Derodes dagegen ist ein Offizier — wie viele andre.“

„Was die Zukunft betrifft, so wird Derodes dann ein paar Millionen mehr als heute haben, während Bonnet seine siebentausendfünfhundert Franken Oberstengehalt oder sechs-tausend Franken Oberstlieutenantsgage sein eigen nennen wird. Bonnet wird bis zum fünfzigsten Jahre in der Provinz vegetieren, Derodes wird bei seiner Verheirathung den Abschied nehmen und nach Paris ziehen, wo er das thun wird, was seine Frau will. Du siehst also, um Bonnet brauche ich mir keine Sorge zu machen; mag er sich immerhin in mich verlieben, desto besser für mich und desto schlimmer für ihn.“

„Wenn du wüßtest, wie du mich durch solche Reden betrübst!“

„Dann laß uns doch von etwas anderm sprechen! Wir wollen auf unser altes Thema zurückkommen, das wird am besten sein.“

Nicht zum erstenmal planten jetzt die beiden Schwestern, Gesellschaften und Festlichkeiten zu arrangieren, wodurch alle, die irgendwie einen Namen hatten und in La Feuillade etwas galten, in ihr Haus gezogen würden. Schon seit ihrem fünf-

zehnten Jahre hatte Agnes, welche längst ans-Heiraten dachte und Lustschlösser auf die Zeit hin baute, „wo sie groß sein würde,“ ihre Schwester gedrängt, ihr Haus Gästen zu erschließen. Sie kamen damals nach La Feuillade; Herr von Bosmoreau war seit einem Jahre tot, und ebenso lange war Julia im Besitze ihres Vermögens. Da mußte man doch den heiratslustigen jungen Herren Gelegenheit geben, sich vorzustellen, und dieses wurde noch durch den Umstand erleichtert, daß man den Damen nicht als Fremden entgegengekommen war. Sie kehrten in ihre Heimat zurück und wurden dort von den Erinnerungen begrüßt, die von Herrn Amilhau, dem Vater Frau von Bosmoreaus, und von Herrn Dorat, Julias Vater, noch in aller Herzen lebten.

Zuerst hatte sich Julia geweigert. Sie glaubte, bei der Taubheit ihrer Großmutter und der Krankheit ihrer Mutter, die so großer Schonung bedurfte, dürften sie ihr Haus nicht dem Verkehr öffnen, sondern passender still für sich hinleben. Aber Agnes hatte nicht nachgelassen: „Wie kann ich mich denn bei einem stillen Leben verheiraten, wer wird mich in einem Kloster auffuchen?“ und diesen Gründen hatte sie nachgegeben. Sie waren Frauen, daher war es ihnen nicht zu verargen, daß sie sich amüsieren wollten.

Außerdem hatten die Aerzte immer Zerstreuung für Frau von Bosmoreau empfohlen, sie dürfe nicht trüben Gedanken überlassen werden. So hatten sie denn eine Gesellschaft gegeben, welche von ganz La Feuillade besucht war. Eine zweite und dritte folgten, und keiner hatte ihre Einladungen abgelehnt. Dann hatten sie von Zeit zu Zeit ihren intimeren Bekannten kleine improvisierte Feste gegeben, wie damals nach dem Liebesmahl, und anstatt, daß man derselben müde wurde, hatte man ihnen zugeredet, wieder welche zu geben, und zwar nicht nur des Abends, sondern auch am Tage. Denn in ihrem Hause amüsierte man sich am besten in ganz La Feuillade, und amüsierte sich — um der Wahrheit die Ehre zu geben — ganz prächtig, dort trafen sich alle auf neutralem Boden, dort war man wieder jung.

Von den Zerstreuungen, um welche man Julia gebeten hatte, hatte sie eine immer abgeschlagen, selbst ihrer Schwester, das war eine Partie Croquet. Ihren Flügel hatte sie allen Händen freigegeben, die auf dem einzigen Erard, den es in La Feuillade gab, klimpern wollten. Sie hatte ihr Billard selbst denjenigen zur Verfügung gestellt, die Löcher ins Tuch



stießen; sie hatte ein Scheibenschießen im Kloster veranstaltet; aber sie hatte niemals die Einwilligung gegeben, daß auf dem freien Platze, der sich zwischen den drei Flügeln des Hauses ausdehnte und mit seinem ebenen Terrain und seinem feinen Sande wie zum Kugelschleudern gemacht schien, ein Croquet aufgestellt würde.

Allen Bitten hatte sie entgegengestellt, daß diese Einrichtung nur möglich wäre, wenn ein prachtvollcs Lagerströmiagebüsch, welches die Mitte des Platzes einnahm, der zum Spielen geeignet war, beseitigt würde, und daß ihr an diesem Gebüsch viel läge. Ihr Vater hatte dasselbe an dem Tage, an dem sie geboren war, gepflanzt, und da das Erdreich, in welches es seine Wurzeln ausdehnte, ausgezeichnet war und ihm seine freie Lage recht behagte, hatte es sich ganz wundervoll entwickelt. Es gab nichts Schöneres und Anmutigeres, als seine langen, blütenbedeckten Zweige zu Anfang des Herbstes; wie die Strahlen eines Feuerwerkes kamen sie aus dem dichten Busche hervor und bei Sonnenuntergang wurde ihre Farbe so intensiv leuchtend, daß die ganze Front des Hauses in Rosa getaucht zu sein schien. „Soll ich das schöne Gebüsch ausroden lassen?“ fragte Julia die Leute, die ihr von Croquet sprachen, dann drang keiner weiter in sie.

„Welche Zerstreuungen gedenkst du vorzunehmen,“ sagte Julia, „um deine Gäste herbeizulocken?“

„Wir müssen uns besinnen.“

„Wenn wir alle Woche einen Ball geben wollten, würde man bald genug davon haben.“

„Natürlich!“

„Wenn wir im Winter wären, könnten wir Theater spielen lassen.“

„Bei der Wärme jedoch würden wir wohl keinen finden, der sich in das Zimmer einspernte. Wir wollen das Theater spielen für später aufschieben, da der Feldzug nicht bloß einen Tag währen wird. Für später hebe ich mir auch das Fechten auf.“

„Du wolltest —?“

„Sicherlich! Für nichts und wieder nichts hat mich Vater es nicht so viel üben lassen, und wenn ich auch seit einigen Monaten keine Stunden mehr genommen habe, so kann ich doch wieder damit anfangen. Du wirst den biederren Laqueur wieder sehen und ihn wieder mit seiner freischenden Stimme rufen hören: „Donnerwetter, Fräulein, das geht

nicht.‘ Hältst du einen Waffengang zwischen Fräulein von Bosmoreau in kurzem Kleide und roten Strümpfen und den Herren Bonnet, Cholet und besonders Derodes, nicht für recht ‚schick‘?“

„Das darfst du nicht thun.“

„Oh, ich würde es auf der Stelle thun, wenn ich glaubte, daß Derodes bei diesen dreißig Grad Hitze ein Pauthemd anschnallen und sich eine erstickende Maske aufsetzen würde. Das wird aufgespart, wie das Theaterspielen. Für den Augenblick müssen wir uns auf ein Vergnügen im Freien besinnen, was neu und nicht zu erhitzend ist. Ach, wenn wir doch mehr Platz hätten!“

„Was wolltest du dann thun?“

„Du müßtest dann ein Lawn-tennis-Spiel kaufen, das ist sehr schick, ich sehe mich schon in einer Bluse von weißem Flanell und einem kleinen Barrett schief auf dem Ohre, mit einer blauen Feder, die auf mein Haar herabfällt, ach! das würde reizend sein; natürlich würde ich einen kurzen Rock, blaueidene Strümpfe und kreuzweise über das Bein gebundene weiße Bänder tragen, um die Schuhe festzuhalten —“

Traurig unterbrach sie sich.

„Das sind alles unnütze Pläne. Ohne einen schönen Platz kann man doch gar nicht Lawn-tennis spielen.“

Julia überlegte einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich werde den Lagerströmiabusch ausroden lassen.“

„Ach Julia!“ rief Agnes, umarmte ihre Schwester leidenschaftlich und küßte sie. „Das wolltest du thun!“

„Ja, ich will es!“

„Dein Gebüsch!“

„Glaubst du wirklich, daß Derodes dein Mann wird, wenn er Gelegenheit findet, dich häufiger zu sehen?“

„Ich hoffe es!“

„Nun, dann muß ich wohl das schöne Gebüsch zum Opfer bringen!“

„Zum Opfer bringen?“

„Ja, du weißt doch, wieviel ich darauf halte und welche Gründe mich so fest daran knüpfen, aber du solltest auch wissen, wie sehr ich dich liebe und daß ich, wenn es sich um dein Glück handelt, nicht zwischen einem Gebüsch und dir schwanken kann. Du sollst dein Lawn-tennis, du sollst dein Croquet haben und überhaupt alles, was du willst. Dein Gedanke ist, daß Derodes sich in dich verlieben wird, wenn er dich

sieht, das ist eine annehmbare Idee! Und es genügt, daß sich die Wage nur etwas auf die Seite dieser Kombination hinneigt, um mir das Recht des Widerstandes zu nehmen, selbst wenn mir diese Heirat, die ich nie vorgeschlagen hätte, der ich aber auch nicht im Wege stehen will, Sorge macht. Du bist kein Kind mehr und ich will zugeben, daß du mehr vom Heiraten und vom Leben verstehst, als ich. Dennoch bleibe ich bei der Ansicht, daß das Glück nicht einzig allein im Reichtum besteht, und daß man nicht allein deshalb eine glückliche Frau ist, weil man in einer eleganten Equipage die Champs-Élysées hinunterfährt, auf dem Vordach einen stattlichen Kutscher und auf dem Rücksitz zwei Grooms, deren Livree und Seidenstrümpfe die Bewunderung oder den Neid der Vorübergehenden wachrufen."

"Und es liegt doch so etwas darin, glaube ich," sagte Agnes lächelnd.

"Vielleicht! Meine Anschauung von der Ehe ist eben anders als die deine, und ich verlange von meinem Mann etwas andres, als ein luxuriöses Leben."

"Und was wäre das?"

"Vor allen Dingen, daß er in mir den heißen Wunsch erweckt, er möchte mein Leben an das seine knüpfen."

"Mir dagegen paßt dieses Compagniegeschäft mit Derodes besser," lachte Agnes, "weißt du noch, zehn Schmelzöfen, Spiegelscheiben und so weiter."

"Meinethalben! Aber bedenke doch, Kind, was willst du denn beginnen, wenn du dich mit diesem reichen Manne associiert, mit ihm sein Vermögen geteilt hast, welches dir heute so begehrenswert erscheint, weil du mittellos bist? Was wollt ihr denn für ein Leben führen? Du kannst doch nicht alle Tage in deinem schönen Landauer in den Champs-Élysées spazieren fahren?" —

"Oh nein, aber nach den Champs-Élysées kommt das Boulogner Hölzchen, danach Dauville, nach Dauville kommt —"

"Die Langeweile einer unbeschäftigten, unnützen und leeren Existenz, und ich fürchte, Derodes wird dir nicht allein eine solche verschaffen!"

"Du kennst ihn ja gar nicht!"

"Du aber auch nicht! Ich mag im Unrecht sein, daß ich ihn nicht zum Schwager haben mag, aber auch du kannst fehl gehen, wenn du ihn durchaus zum Manne nehmen willst. Dies ist ein Grund für mich, weshalb ich diese Gesellschaften

wie du, ja ebensosehr wie du, wünsche: Wir wollen ihn kennen lernen! Außerdem kommt er nicht allein, sondern seine Kameraden werden ihn begleiten, da können wir Vergleiche anstellen —“

„Mit Bonnet, nicht wahr?“

„Ganz recht, mit Bonnet.“

„Aber wenn du so viel Gutes an ihm findest, so begreife ich nicht, warum du ihn nicht heiratest. Das ist für ihn doch eine ebenso schöne Aussicht, als wenn ich Derodes' Frau werde.“

„Du weißt doch, daß ich niemals vor dir heiraten werde, und wenn ich so viel gutes an Bonnet finde, so denke ich dabei nur an dich, nicht an mich. An seiner Seite würde jedenfalls das Leben weder nutzlos noch öde verstreichen, dessen bin ich gewiß, und jede Frau würde ihr Glück darin finden, ihr Schicksal seinem Stern anzuvertrauen —“

„Und seiner bitteren Armut!“

„Ja, auch seiner bitteren Armut, wenn du nicht anders willst, aber glaube mir, es wird der Tag kommen, wo er reichlich dafür belohnt werden wird.“

„Nun, so sei du doch diese glückliche Frau, diese große Gnade gönne ich dir von ganzem Herzen! Ich wünsche euch Glück und Segen und Freude an euren Kindern!“

Dann schlang sie den Arm um Julias Nacken und fügte leise, wie um den Spott der letzten Worte zu mildern, hinzu: „Das wenigstens weiß ich, eine bessere Mutter als dich wird es niemals geben!“

Vierzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage wurden denn auch im Offizierskasino beim Gabelfrühstück die Vergnügungen, die bei Frau von Bosmoreau bevorstanden, zum erstenmal besprochen.

Man hätte schon zehn Minuten am Tisch sitzen müssen, aber die Premier- und Sekondelieutenants standen noch in dem dunklen Saale, wo trotz der geschlossenen Läden die Fliegen surrten, umher, plauderten miteinander und warteten auf die Zuspätkommenden: Cholet, Derodes und zwei andre. Ab und zu ging die Thüre auf und ein Sonnenstrahl fiel

ins Zimmer, in welchem dann die Fliegen noch stärker summten, um wieder leiser zu werden, sobald die Thür wieder geschlossen wurde. Es kamen Feldwebel und Unteroffiziere, um Dienstzettel zu überbringen oder Unterschriften zu erbitten; wenn sie aber aus der hellen Sonne draußen in das dunkle Zimmer traten, blieben sie einen Augenblick geblendet stehen, ohne die Offiziere, mit denen sie zu thun hatten, zu erkennen, so daß diese sie dann ihrerseits zu sich herrufen mußten.

Mehrmals waren schon Stimmen gegen die säumigen Herren laut geworden: „Heute sollen wir wohl fasten!“ — „Weiß der Teufel, wo Cholet steckt, der doch sonst kein Kostverächter ist?“ — „De . . . rodes wird ihn wohl gefapert haben!“ Derodes' Name wurde mit ironischer Betonung in zwei Worten ausgesprochen. — „Wenn man seinen Kammerdiener hat, der das erste Frühstück mit einer Flasche Chateau d'Yquem zu vierzig Franken serviert, so begreife ich schon, daß man auf das Garfuchenessen keinen Appetit mehr verspürt.“ — „Die Flasche zu vierzig Franken! Das ist ja nicht möglich!“ — „Doch, ganz bestimmt, ich habe die Rechnung des Weinhändlers aus Bordeaux selbst gesehen!“ — „Zeigt er die denn vor?“ — „Natürlich; er trinkt den Wein ja nur, um mit der Rechnung renommieren zu können.“ — „Ich sterbe vor Hunger!“ rief der junge Sekondelieutenant, der sich schon einmal beschwert hatte. — „Der ‚Obermohr‘ hat schuld, daß wir so spät essen.“

In den Militärfasinos wird der älteste und dem Grade nach höchste der gemeinschaftlich speisenden Offiziere der „Obermohr“ genannt. Er präsidiert der Tafel und hat unbeschränkte Gewalt über alle Tischgenossen. Er beugt stürmischen Erörterungen vor, gebietet Ruhe und verhängt sogar Strafen, wenn es notwendig ist; alle gehorchen ihm in soldatischer Weise.

Hier war der Obermohr ein alter grauhaariger Premierlieutenant. Er war fünfundvierzig Jahre alt, besaß mehrere Orden, hatte von der Pike auf gedient und hieß Hoctrue. Da er fünfzehn Jahre älter als die meisten seiner Kameraden und nicht, wie sie, aus der Kriegsschule hervorgegangen war, so war er allerdings sehr stolz auf seine hohe Würde als Tischpräsident, geriet aber auch sehr häufig deswegen in die größte Verlegenheit. Stolz darauf war er, wenn er ganz allein in seinem Stübchen saß und sich bei der Pfeife die harten Zeiten wieder ins Gedächtnis zurückrief, wo sein Ehr-

geiz nicht weiter als bis zum Quartiermeister ging. Verlegen wurde er dagegen, wenn ein Spaßvogel, der eben von der Kriegsschule kam, mit andern Spaßvögeln bei Tisch einen Streit über eine mehr oder weniger wissenschaftliche oder geschichtliche Frage fingierte, von welcher er, Hoctrue, gar keine Ahnung hatte, und die ihm dann boshafterweise zur Entscheidung vorgetragen wurde.

Als er jetzt diese Anschulldigung wegen des späten Essens vernahm, rief er: „Wie, ich soll schuld daran sein? Wieso, meine Herren? Sie haben vor sechs Monaten den Beschluß gefaßt, daß man auf die Ausbleibenden nicht warten, sondern sich zur bestimmten Zeit zu Tisch setzen solle, und ich habe über die Ausführung dieses Beschlusses gewacht, was mir die Herren bezeugen werden . . .“

„Jawohl!“

„Vor acht Tagen dagegen haben Sie beschloffen, daß gewartet werden solle. Also warte ich. Sie haben es selbst gewollt!“

„Das ‚allgemeine Stimmrecht‘ in seiner ganzen Schönheit!“

„Meine Herren, keine Politik, wenn ich bitten darf!“ sagte Hoctrue streng, fuhr dann aber in versöhnlicherem Tone fort: „In drei Minuten will ich auftragen lassen!“

Eben ging die Thür wieder auf und Derodes kam lässigen Schrittes, wie jemand, der durchaus keine Eile hat, ins Kasino.

„Herr Derodes, Sie haben sich verspätet!“ sagte Hoctrue.

„Ich will mich nicht weiter verteidigen, hier nehmen Sie mir den Kopf!“ sagte Derodes, ließ dann, als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, einen spöttischen Blick im Saale herumgehen und fuhr fort: „Wie mir scheint bin ich noch gar nicht einmal der letzte!“

Dann sah er das Tischtuch, das nicht gerade tadellos weiß war, und die Schüsseln mit Sardinen und Würstchen von der Seite an und murmelte: „Zu einem solchen Festmahl kommt man noch immer zu früh!“

Seitdem Derodes auf den Wunsch seines Vaters Soldat geworden war, war ihm das Kasinoeffen, nach dem frühen Aufstehen, die größte Unbequemlichkeit gewesen. Es war auch wirklich albern, daß er seine elegante, ja kostbar eingerichtete Wohnung zweimal täglich verlassen mußte, um sich in einen räucherigen Wirtshausaal einzusperrn, der im Winter kalt und im Sommer warm war, und wo es nach der Küche und

Spülwasser roch. Er hätte sich in seiner Wohnung so gut all die Speisen vorsetzen lassen können, die ein geschickter Koch ihm nach seiner augenblicklichen Laune bereitet hätte, anstatt dessen mußte er hier mit den Kunstwerken einer Garfküche vorlieb nehmen, mit der sein Kammerdiener nicht zufrieden gewesen wäre. Verdammtes Reglement! Das Wort kam ihm alle Augenblicke über die Lippen, während er innerlich schimpfte, was das für ein Unsinn wäre, daß jeder Offizier seine Mahlzeiten im Kasino mit den Kameraden einnehmen müßte, und nur die Verheirateten nach Gefallen zu Hause speisen dürften; daß es doch eigentlich barbarisch wäre, daß ein Offizier, dessen Eltern in seiner Garnison leben, nur ab und zu bei ihnen essen darf, und dieser Festtage außerordentlich wenige sind.

„Es ist Zeit!“ rief der hungrige Sekondelieutenant.

„Anrichten!“ kommandierte Hoctrue und nahm Platz.

„Endlich!“

Allgemeine Bewegung und jeder setzte sich zu Tische. Die Kellnerinnen, die nur auf das Kommando „Anrichten!“ gelauert hatten, kamen in den Saal und präsentierten hartgekochte Eier mit weißer Sauce.

Plötzlich erscholl ein spöttisches Gelächter und mehrere riefen: „Carrelet, Strafe zahlen!“

Carrelet war der junge Sekondelieutenant, der mehrmals gedrängt hatte, daß man doch endlich essen sollte. Aus Hunger oder Zerstreuung hatte er sich vor Bonnet, der älter war als er, genommen, und das war gegen die hergebrachte Sitte.

„Ja, ja, ja, ich will bezahlen,“ sagte Carrelet mit vollem Munde, „aber Sie müssen mir meinen Hunger als ‚mildernden Umstand‘ anrechnen. Der Hungerleider, der beim Bäcker eine Scheibe eingedrückt, um ein Brötchen zu stehlen, wird gar nicht bestraft!“

Derodes hatte Eier genommen, als er sie aber aufgeschnitten hatte, schob er sie auf den Tellerrand fort.

„Pfui! stinken die Eier,“ sagte er, „der reine Schwefelwasserstoff, der —“

Bonnet fiel ihm schnell in die Rede: „Wenn Sie sie auch nicht essen mögen, so brauchen Sie doch uns andern den Appetit nicht zu verderben.“

„Ich glaube, es steht mir das Recht zu, meine Meinung zu sagen,“ erwiderte Derodes hochmütig.

„Wenn Sie damit Ihre Kameraden verletzen, nicht.“

„Ich bleibe dabei, daß ich —“

Hoctrue hielt es jetzt für nötig, sein Ansehen als Präsident geltend zu machen: „Herr Derodes, nicht weiter, Ihre Bemerkung war durchaus nicht appetiterregend!“

Der Zwischenfall wurde dadurch erledigt, daß jetzt Cholet anlangte, den der allgemeine Ruf begrüßte: „Zu früh ist es gerade nicht mehr!“

„Sie kosten mir drei Flaschen Sekt,“ rief Carrelet.

„Das ist nicht meine Schuld,“ sagte Cholet, „ich begegnete Frau Drapier auf ihrer Heimkehr von den Wiesen mit einem ganzen Arm voll Blumen und sie nahm mich mit.“

„Richtig,“ bemerkte ein Sekondelieutenant, „morgen ist ja ihr Empfangstag!“

„Na, ich versichere Sie,“ fuhr Cholet fort, „ihre Blumenausstellung wird sehr niedlich sein!“

„Und keiner wird sie sehen,“ sagte ein anderer, „es ist wahrhaftig bewundernswert, daß sie das nicht entmutigt!“

„Ich werde hingehen,“ sagte Bonnet.

„Ich auch!“ rief Cholet.

„Ich nicht!“ setzte Derodes hinzu.

„Darf man vielleicht wissen, warum Frau Drapier Sie mitgenommen hat?“

„Um mir zu erzählen, daß sich für alle, die sich amüsieren wollen, Außerordentliches bei Frau von Bosmoreau vorbereitet. Auf dem Hofe wird Gebüsch ausgerodet, damit dort Croquet und Lawn-tennis gespielt werden kann.“

„Ah, das ist hübsch!“

„Es soll ein oder zweimal wöchentlich gespielt werden.“

„Und das finden Sie hübsch?“ fragte Derodes.

„Es gibt Häuser, wo man sich langweilt und solche, wo man sich amüsiert. Bei Frau von Bosmoreau amüsiert man sich immer. Daß Sie finden, daß eine derartige Häuslichkeit keinen Dank verdient, ist ja sehr nett! Ich dagegen lobe und preise das!“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

„Man weiß gar nicht, was man mit vielen Stunden anfangen soll, da ist es doch so angenehm, sie in Gesellschaft hübscher junger Mädchen hinzubringen.“

„Auf wann ist die erste Partie angesetzt?“

„Heute wird der Platz zurechtgemacht. Da sich aber die schöne Agnes ein Kostüm dazu machen läßt, von dem Frau

Drapiert Wunderdinge erzählt, müssen wir mit dem Spielen so lange warten, bis die Schneiderin mit dem Kleide fertig ist."

"Und auf wen hat es die schöne Agnes abgesehen?" fragte Derodes.

"Auf Sie, auf Bonnet, auf mich und alle!"

"Wie es ihr beliebt," antwortete Derodes mit einer geknickten Bewegung.

"Auch soweit es ihr beliebt?" fragte jemand.

"Das ist etwas andres! Ich lasse nur zwei Stunden täglich die Möglichkeit meiner Verheiratung zu, nämlich wenn ich hier am Tische sitze. Wenn der Offizier verheiratet ist, kommt er doch von der Garfüche los und kann dinieren wo er will — mit seiner eignen Frau oder einer andern — Aglaja! eine Flasche Saint-Emilion!"

Als die Flasche gebracht war, bot Derodes seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken davon an, jedoch nicht seinen Gegenüber, wie es Sitte ist, da einer dieser Gegenüber Bonnet war, welcher vom ersten Tage an die Einladungen seiner Kameraden zurückgewiesen hatte, weil er sich nicht revanchieren wollte und konnte.

Indessen wurde das Mahl weiter aufgetragen. Die Bedienung wurde von zwei Mädchen in weißen Lackschürzchen versehen. Die eine, Aglaja, war ein großes Frauenzimmer von dreißig Jahren, mit üppigen Formen und enggeschnürter Taille, mit der unbefangenen Miene und dem herausfordernden Blicke der Kellnerin, die seit zehn Jahren „die Herren Lieutenants“ bedient; die andre war eine Anfängerin von etwa neunzehn Jahren, ganz niedlich, sehr schüchtern, mit verlegenen Manieren und erschrockenen oder bestürzten Augen; als sie eben dem Regimentsadjutanten die Schüssel präsentieren wollte, warf sie dieselbe Carrelet auf die Schulter, worüber alle lachten und schrieten.

"Was gibt's denn?" fragte Hoctruie, der nichts gesehen hatte.

"Bézin ist unausstehlich heute, er hat die Kleine gekitzelt, da hat sie Carrelet mit ihrer Schüssel begoffen."

"Ich wollte ihr das Servieren beibringen," sagte Bézin.

"Um dem jungen Mädchen das Bedienen zu zeigen," sagte Lieutenant Guitteau, "kommt man mit was anderm weiter, als mit Kitzeln. Ich will euch 'mal eine Geschichte erzählen."

Und mit lauter Stimme fing er eine schmutzige Erzählung

an, vor der jeder gemeine Soldat fortgelaufen wäre, die aber bei Aglaja die größte Heiterkeit erregte.

Da Guitteaus Witze nicht allen gefielen, so hatte sich zwischen mehreren Sekondelieutenants eine sonderbare Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art angesponnen, welche mit Hilfe des Sektes, den Carrelet bezahlte, außerordentlich lebhaft wurde, obwohl der Gegenstand durchaus nicht aufregend war. Es handelte sich nämlich um die Frage, ob Cäsar auf seinem Zuge gegen Vercingetorix bis Venabrum gekommen wäre oder nicht? Beide Parteien unterstützten ihre Ansichten durch gewichtige Gründe, und es dauerte nicht lange, so kam man schon zu persönlichen Bemerkungen.

„Du verstehst ja gar nichts von der Taktik.“

„Sie haben das siebente Buch der Kommentare wohl nicht gelesen?“

„Sie haben das Gelesene wohl nicht verstanden!“

„Die ganze Schwierigkeit der Frage besteht darin,“ argumentierte Carrelet, „ob es sich im Texte um das Gergovia der Häduer oder um das Gergovia Avernorum handelt; wenn Moulins in Betracht kommt, konnte Cäsar Venabrum nicht passieren, ist dagegen Clermont gemeint, so konnte er hier durchkommen.“

„Na, na!“

Die Unterhaltung wurde noch lebhafter, bis plötzlich Carrelet den Vorschlag machte, die Sache dem Obermohr zur Entscheidung zu übergeben, worüber alle Sekondelieutenants zu lachen anfangen. Carrelet, der schon etwas erhitzt war, bestand auf seinem Kopf, rief Hoctrue an und trug ihm den Fall mit drolliger Miene vor.

Ein derartiger Witz wurde allerdings nicht zum erstenmal mit dem alten Lieutenant gemacht, und er hatte ihn sich immer gefallen lassen, ohne ernstlich böse zu werden; heute riß ihn aber der Zorn mit sich fort und er rief: „Herr Carrelet, ich finde es gar nicht passend, daß Sie mich in so spöttischem Tone auf den Leim locken; ich diktiere Ihnen hiermit vierundzwanzig Stunden Stubenarrest!“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Spielplatz war bald in stand gesetzt, aber die Arbeit der Schneiderin dauerte sehr lange. Kein Kleid wurde für Agnes gemacht, zu dem sie nicht die Zeichnung geliefert und dessen Ausführung sie nicht überwacht hätte. In ganz La Feuillade wurde von ihren Anproben gesprochen. Manchmal hatten Damen beinahe drei Stunden auf die Schneiderin warten müssen, wenn sie bei Fräulein von Bosmoreau beschäftigt war, und ein einziges Kostüm wurde niemals weniger als fünf oder sechsmal, oft sogar noch mehreremal, anprobiert.

Der weiß und blaue Anzug konnte nur durch seine Ausführung Furore machen, er mußte ganz vollendet sitzen. Außer der Bluse, dem kurzen Rock und dem Gürtel, mußte sie noch ein Barett haben, was sie sich aus der basischen Provinz kommen ließ, und Strohpanzöffelchen, die sie aus Salies de Béarn verschrieb, denn auf dem sandigen Terrain in La Feuillade konnte sie doch unmöglich die schauerhaften englischen Gummischuhe mit gepreßten Sohlen anziehen, die nur auf einem tau- oder regenfeuchten Rasen ihre Berechtigung haben.

Endlich waren die verschiedenen Teile des Anzuges beisammen und Agnes kleidete sich bei verschlossenen Thüren ohne Julias Hilfe an.

„Wenn ich fertig bin, wirst du ja sehen!“ hatte Agnes gesagt, und als Julia nun sehen durfte, war sie ganz überrascht. Agnes hatte die Gabe, sich geschmackvoll zu kleiden, und fand, wie ein talentierter Schneider, auf den ersten Blick, sofort heraus, was ihr stand und ihre Schönheit noch hob. Mit ihrer Bluse aus weißem Flanell, die sich auf der Brust bauschte, an der Taille aber von einem blauen Gürtel zusammengefaßt war, mit ihrem kurzen Röckchen, das wie die der Hochländer in glatte Falten gelegt war, ihren blauseidenen Strümpfen und den kreuzweise gebundenen weißen Schuhbändern, mit ihrem glatten Barett, unter dem das blondgelockte Haar hervorquoll, sah sie geradezu blendend aus, wie Julia sagte.

„Glaubst du wohl, daß er darauf hereinfallen wird?“ rief Agnes.

„Wenn du dich doch anders ausdrücken wolltest.“

„Warum soll ich nicht sprechen, wie ich denke?“

„Das ist ja eben das Unglück!“

„Ach, ich bin meines Vaters Tochter. Ich bin nicht in einem Regiment von Scheinheiligen erzogen.“

Die Einladungen ergingen für den folgenden Tag: An den Unterpräfekten und seine Frau, an Herrn von Rosseline, an den Baron und die Baronin La Fontan, an den Grafen und die Gräfin von Genevrais und an eine Anzahl jüngerer Offiziere, Derodes in erster Linie, Bonnet, Drapier und Frau, Cholet, Carrelet und Bézin.

Das Croquet und das Lawn-tennis waren von London gekommen — denn Julia hatte ihre Sache so gut wie möglich machen wollen und sich an den besten Fabrikanten gewandt, der ihr empfohlen war: Lister, 75 Aldersgatestreet — als die Schwestern aber die Kisten geöffnet hatten, waren sie bitter getäuscht worden: Die Spielregeln waren nämlich nur auf Englisch beigelegt und diese Sprache verstanden sie beide nicht. Was das Croquet anlangte, so machte das allerdings nichts aus, da sie das schon gespielt hatten, vom Lawn-tennis dagegen verstanden sie gar nichts. Sie mußten deshalb auf Derodes warten, da er der einzige Offizier war, der mit dem letzteren Spiele vertraut war.

Die Gäste waren auf drei Uhr gebeten. Gleich nach dem Frühstück beschäftigte sich Julia damit, im Kloster den Lunch anzurichten, welchen sie den Herrschaften anbieten wollte, da sie dieselben nicht allein durch das Spiel, sondern auch durch Tafelfreuden zu erobern gedachte. In die Mitte der Tafel stellte sie einen großen Aufsatz, auf welchem sie eine Pyramide von Früchten aufgebaut hatte. Pfirsiche, Weintrauben, Feigen und Pflaumen lagen dort, umgeben von Weinlaub und Blumen; an die eine Seite des Aufsatzes stellte sie einen Schinken in Gallert, auf die andre eine Geflügelpastete. Vor jedem Plaze standen Teller mit kleinem Backwerk und an den beiden Enden des Tisches von Julia selbst bereitete Puddinge.

„Dein Tisch ist ebenso gelungen wie mein Kostüm,“ sagte Agnes.

Die Eingeladenen stellten sich allmählich ein; Frau Drapier erschien zuerst, ganz allein; ihr Mann — welcher sehr wenig mit ihr ausging — würde nachkommen; dann kam der Unterpräfekt mit seiner Frau, dann die Offiziere.

„Rechnen Sie auf Derodes?“ fragte Cholet Frau von Bosmoreau.

„Eingeladen ist er.“

„Er kommt aber sicher nicht, ich habe ihn eben in seinem Phaethon, von seinen Windhunden begleitet, aus der Stadt fahren sehen.“

Als Agnes diese Worte vernahm, warf sie einen Blick der Enttäuschung und des Aergers auf ihr Kleid. Julia bemerkte dies und kam ihr zu Hilfe, um die Situation zu retten.

„Was sollen wir nun anfangen,“ sagte sie, „wir rechneten so fest darauf, daß Herr Derodes uns das Lawn-tennis lehren würde, weil die Spielregel, die wir mitgeschickt bekamen, in englischer Sprache abgefaßt ist.“

„Nun, von den jungen Herren wird doch wohl jemand Englisch verstehen?“ sagte Baron La Hontan. „Nicht wahr, Sie können Englisch, Cholet?“

„Verzeihung, Herr Oberst, ich kann nur Deutsch.“

„Ich auch,“ sagte Bonnet.

„Ich auch,“ wiederholte Bézin.

„Ich auch.“

„Ich auch.“

„Aber Carrelet versteht Englisch,“ sagte Bézin.

„Was!“ rief der Oberstlieutenant, „Sie können Englisch und sagen kein Wort davon! Aber!“

„Ja, Herr Oberst, ich habe allerdings 'mal einen Preis im Englischen bekommen,“ antwortete Carrelet, „aber ich kann es annähernd nur daher, daß ich es von einigen Leuten sehr gut sprechen gehört habe . . . was mich betrifft, so bin ich außer einigen Phrasen, wie ‚Tickets please‘, ‚I don't understand‘, und andern, nicht sehr gewandt in der Sprache. Wenn Sie mir aber einmal die Regel geben wollen, so will ich wohl versuchen, sie zu übersetzen.“

Er versuchte es in der That und las ganz laut: „For the singlehanded game the Court is 27 ft. in width, and 78 ft. in length,“ dann begann er zu übersetzen: „Für das Spiel ist der Raum siebenundzwanzig Fuß breit und achtundsiebzig Fuß lang,“ dann unterbrach er sich, „ich muß übrigens bemerken, daß ich das Wort ‚singlehanded‘ nicht mitübersetzt habe.“

„Das ist aber schön!“

„Außerdem bin ich bei einem Worte nicht so ganz sicher, nämlich bei ‚Court‘, was ich mit ‚Raum‘ übersetzt habe.“

„Na! lassen Sie's gut sein, alter Freund,“ sagte der Baron, „das genügt; es sind sechzehn Seiten Regeln, wenn Sie also derart fortfahren, müßten wir hier übernachten und würden dabei doch nichts wissen.“

„Wenn die Damen es wünschen, nehme ich die Regel mit und würde es mit Hilfe des Dictionärs schon zu etwas bringen.“

„Annähernd!“ sagte Bonnet.

„Natürlich!“

Julia tröstete den armen Lieutenant, dankte ihm und bat ihn, sich mit der Uebersetzung zu befassen.

Da es demnach unmöglich war, heute Lawn-tennis zu spielen, so wurde das Croquet vorgenommen.

Es lag nicht in Agnes' Charakter, zu schmollen oder jemals schlechte Laune zu zeigen. Als der erste Aerger verflogen war, kümmerte sie Derodes' Abwesenheit nicht mehr und sie ersetzte ihn durch Bonnet.

„Wollen wir das Croquet zusammen aufstellen?“ fragte sie ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln.

„Mit Vergnügen, gnädiges Fräulein, wenn Sie mich anleiten wollen, denn ich verstehe davon nichts.“

„Oh! es ist nicht schwer: Sie brauchen nur zu thun, was ich Ihnen sage.“

Sie begann mit einem Hammer die Entfernungen auszumessen, welche Bonnet mit einem Strich in den feinen Sand markierte, während Carrelet und Bézin Agnes behilflich waren. Die Bogen und Pfähle wurden schnell hingesteckt, und alles war bereit. Agnes nahm die Spielmarken hin und fragte, wer mitspielen wolle.

Der Baron und die Baronin La Fontan dankten, Graf und Gräfin von Genevrais ebenfalls; der Baron, weil er sich dabei so oft bücken und wieder aufrichten mußte, was er seines Rückens wegen nicht mochte; die Baronin, weil sie vor den Leuten nur das angriff, dessen Gelingens sie ganz sicher war; der Graf und die Gräfin endlich, weil sie überhaupt für alles dankten, was ihnen geboten wurde, wenn sie es, ohne unhöflich zu werden, thun konnten. Da sie beide gleich arm waren, führten sie ein so zurückgezogenes und zurückhaltendes Leben, daß es ordentlich ergreifend war, besonders wenn man hinter die Coulißen gesehen hatte und wußte, daß ihr Glend in seiner Art dem des Drapierschen Haushaltes gleichkam.

Da Genevrais, welcher als Erbe eines großen Namens wegen der Traditionen seiner Familie Soldat geworden war, hatte mit sechsundzwanzig Jahren ein ebenso vornehmes aber auch ebenso armes Mädchen ohne jegliche Mitgift geheiratet, und seitdem waren sie mit seiner Gage ausgekommen. Ueberall gern gesehen, immer liebenswürdig und höflich, ohne Bitterkeit gegen irgend jemand, zuvorkommend und freundlich, besaßen sie doch den Stolz derjenigen, die stets den Unterschied zwischen sich und andern im Auge haben. Dieser Stolz hatte ihnen in den Städten, wo sie gewohnt hatten, und in den Regimentern, bei welchen sie gestanden hatten, ziemlich viel Feinde gemacht, ohne daß sie deshalb ihre Manier geändert hätten, da sie beide unfähig waren, die Liebenswürdigen zu spielen, damit man ihnen eine Abkunft verzeihe, an der gar kein Vermögen haftete. Der Hauptmann kummerte sich nicht darum, daß ihn seine Unteroffiziere den „Pfaffen“ nannten, „weil er aus Scheinheiligkeit, damit alle es sähen, mit seiner Frau zur Messe ginge,“ ihm war es genug, daß ihn seine Kameraden achteten und seine Soldaten, die er niemals anschnauzte, sogar liebten. Gleicherweise ertrug seine Frau, ohne zornig zu werden, die verächtlichen Blicke, mit welchen die Bürgerfrauen ihre verblaßten Toiletten musterten, auch ihr war es genug, daß die Leute, die sie kannten, endlich doch vor ihrem vornehmen Wesen Respekt bekamen und ihrem würdigen Leben ihre Anerkennung zollten.

Da nicht alle Eingeladenen in derselben Partie spielen konnten, wurden zwei Abteilungen gebildet: Die, welche nicht in der ersten waren, sollten einer zweiten angehören.

Als Frau von Bosmoreau sah, daß sie in die erste Abtheilung kam, zeigte sie eine Freude, die Bonnet überraschte; er wußte nicht, daß sie seit ihrer Krankheit eine noch viel größere Freude an Vergnügungen und allen möglichen Spielen hatte, als ihre Töchter, und daß das sicherste Mittel, ihren Anfällen vorzubeugen, war, sie wie ein Kind zu belustigen. Ein Wort von ihr klärte ihn jedoch auf: „Ich bin mit Julia zusammen. Welch ein Glück!“ Er verstand, daß sie wußte, bei Julia brauchte sie sich nicht vor Schelte und Verweisen zu fürchten.

„Also, es ist abgemacht!“ sagte Agnes, „erstes Feldlager: Frau Maupec, Mama, Julia und Herr von Kosseline; zweites Feldlager: Frau Drapier, Herr Bonnet, Herr Cholet und ich, die Armee gegen die Nationalgarde. Vorwärts marsch!“

Da Bonnet keine Ahnung vom Croquettspielen hatte, warf sich Agnes zu seiner Lehrerin auf; sie zeigte ihm, wie er den Hammer halten, wie er den Fuß zum Croquettieren auf die Kugel setzen mußte, und wenn er der Lehre, die sie ihm gegeben hatte, nicht ordentlich nachkam, so schalt oder ermutigte sie ihn, und das kam alles so niedlich und fröhlich heraus, daß er von ihrer lebhaften Anmut und ihrer Munterkeit ganz entzückt war.

Als er sie einmal beim Spielen mit unverhohlener Bewunderung betrachtete, welche seine Augen und seine Haltung verrieten, trat Julia zu ihm und sagte: „Ist der Anzug meiner Schwester nicht reizend?“

„Nicht allein der Anzug ist reizend, ich hätte mir niemals vorstellen können, daß jemand so . . .“

Er zögerte einen Augenblick, da er das Wort, das er auf der Zunge hatte, nicht auszusprechen wagte, und fuhr dann fort: „... so graziös sein könnte.“

„Sie hatten sie nur am Abend gesehen, dagegen ist das Tageslicht noch viel günstiger für ihre . . .“

Auch sie mochte das Wort nicht aussprechen, welches ihr vorschwebte, denn wenn sie auch glücklich war, daß Bonnet nicht unempfindlich für Agnes' Schönheit war, so wollte sie ihn doch nicht weiter ermutigen. Wer konnte wissen, wie weit das gehen würde? Es war doch gewiß nicht ehrlich, ihm Gefühle einzuflößen, welche ihn eines schönen Tages, wenn Agnes' Wünsche sich erfüllten, unglücklich machen mußten. Es war auch gewiß nicht rechtschaffen, ihn zur Liebe für eine Frau anzufeuern, welche eines andern Weib werden sollte. Die Grenze war allerdings schwierig zu ziehen.

Sie vollendete ihren Satz also ebenfalls anders, als sie gedacht hatte, und sagte.

„... günstiger für ihren Teint.“

Sechzehntes Kapitel.

Warum war Derodes nicht gekommen? Agnes stellte sich diese Frage während des Spielens, ohne jedoch nach außen zu verraten, daß sie mit etwas andrem beschäftigt war, und ohne daß Bonnet und Cholet merken konnten, daß sie nicht allein an sie beide dachte.

Welche Gründe mochten ihn zurückgehalten haben? Sollte sie jetzt schon auf ihren Plan verzichten, bevor er überhaupt in Gang gesetzt war?

Und ab und zu warf sie verstohlene Blicke auf ihr Röckchen und ihre kleinen Strohpantoffeln und sagte sich, daß er sicher ein zweites Mal gekommen wäre, wenn er sie in ihrem Kostüm gesehen hätte, vielleicht auch ein drittes Mal, und dann immer.

Jetzt stand nicht in Frage, ob er wieder kommen würde, sondern ob er überhaupt zu erscheinen gedachte? Und doch konnte sie niemand danach fragen, weder Bonnet, noch Cholet, noch Drapier, obwohl letzterer Derodes viel näher stand, als die andern Offiziere.

Da er sie nun nicht sehen würde, so sollte er wenigstens seine Kameraden von ihr sprechen hören, und in diesem Gedanken gab sie sich reizender und bezaubernder denn je.

„Ist sie nicht reizend?!“ sagte Bonnet zu Frau Drapier. „Lassen Sie sich nicht blenden,“ antwortete diese, als sie jetzt die Nachbarschaft ihrer Kugeln einander genähert hatte; „ich leugne nicht, daß sie hübsch ist, aber ich frage mich immer, welcher Ehemann würde ein so rasendes Vertrauen in sie setzen, daß er ruhig dabei stünde, wenn sie sich so benimmt. Sehen Sie einmal Julia an! Sie hat sich kein Kostüm zum Blenden und Bezaubern machen lassen, aber trotz ihres ganz einfachen, fußfreien Kleides möchte ich fragen, ob sie mit ihrer zurückhaltenden Liebenswürdigkeit nicht treuer und im Grunde noch fesselnder aussieht, als Agnes mit ihrer auffallenden Koketterie?“

„Weder als Gatte, noch als Zukünftiger betrachte ich sie,“ erwiderte er lachend.

„Im Augenblick wohl, aber später . . .?“

Nach der ersten Partie begab man sich zum Lunch ins Kloster, wo jetzt erst Frau Amilhou und zwar mit einem riesigen Brotkuchen erschien, den sie durchaus selbst hatte backen wollen. Als sie so hereinkam, auf den ausgestreckten Händen vorsichtig den Brotkuchen tragend, dessen Dampf sie einhüllte, erschallte ein allgemeiner Ruf des Wohlbehagens, den die arme alte Dame allerdings nicht verstand, aber dessen Sinn sie aus den auf sie gerichteten Blicken erriet. Sie lächelte allen zu und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Er ist nach einem Rezepte meiner Großmutter, die jungen Herren sollen

nun 'mal sagen, ob man früher nicht ebenso gut gebacken hat, wie heutzutage."

Der Lunch fand ebenso viel Beifall, wie das Croquet-spielen und Frau Amilhaus Brotkuchen und Julias Puddinge wurden allgemein gelobt.

"Julia weiß ihre Zwischengerichte zuzubereiten," sagte Frau Drapier mit feinem Lachen ganz leise, als sie hinter Bonnet vorüberging, „fragen Sie doch Agnes einmal, ob sie ihrer Schwester dabei geholfen hat?"

Drapier, der die Dinge immer möglichst praktisch und realistisch auffaßte, sagte zu Agnes: „Ich kenne jemand, dem es sehr leid thun wird, nicht gekommen zu sein."

Endlich, endlich kam es, was sie so lange erwartet hatte, daß nämlich jemand mit ihr von Derodes zu sprechen anfang! Sie war jedoch klug genug, ihre Befriedigung nicht merken zu lassen, oder daß sie überhaupt verstanden hatte, um wen es sich handelte.

"Jemand?" fragte sie daher; „wer denn?"

"Nun, Derodes!"

"Warum ist denn Herr Derodes nicht gekommen?"

"Das kann ich nicht sagen; heute morgen sagte er mir, daß er kommen wollte, aber er ist sehr launisch, wissen Sie, und da mag ihm etwas andres eingefallen sein, so daß er seine erste Absicht vergessen hat. Das nächste Mal werde ich ihn aber abholen und selbst herführen."

"Das würde mich sehr freuen, denn wenn wir nur Herrn Carrelets Uebersetzung als Lehrbuch unsres Lawn-tennis ansehen sollen, werden wir es, fürchte ich, nie spielen lernen."

"Seien Sie unbesorgt, ich hafte für ihn."

Dieses Versprechen konnte sie wohl einigermaßen beruhigen, denn wenn irgend jemand auf Derodes Einfluß hatte, war es Drapier; deshalb war-es denkbar, daß, wenn Derodes wirklich kommen wollte, er es auf Drapiers Drängen thun würde.

Während die andern jüngeren Offiziere sich Derodes gegenüber eine gewisse Reserve auferlegt hatten, hatte Drapier im Gegenteil eine intime Bekanntschaft mit ihm angeknüpft oder doch wenigstens Beziehungen mit ihm unterhalten, die sie häufig zusammenführten. Man sah sie überall bei einander, und wenn man ihnen nicht auf den Straßen der Stadt begegnete, wie sie Arm in Arm spazieren gingen, oder in der Umgegend, die sie bald zu Pferde, bald zu Wagen besuchten —

Pferd und Wagen gehörten natürlich Derodes — so konnte man sicher sein, daß sie sich in Derodes' Wohnung gegenüber saßen und Karten spielten.

Diese Wohnung war wirklich merkwürdig und bisher hatte noch kein Offizier, weder General noch Oberst, so schön in La Feuillade gewohnt. Da Derodes im Mittelpunkte der Stadt ein seinen Wünschen entsprechend großes Zimmer nicht finden konnte, hatte er, kurz entschlossen, in der Vorstadt ein reizendes Häuschen mit Garten und Nebengebäuden genommen, das seit mehreren Jahren wegen des hohen Preises nicht vermietet worden war. Was kam es aber Derodes auf den Preis an? Meistens kaufte er ja etwas gerade deshalb, weil es recht teuer war. Er hatte sofort Tapeziere kommen lassen, und in wenigen Tagen war er in einer Art eingerichtet, die bis dahin in La Feuillade sowohl den Offizieren als auch den reichen Leuten vollständig unbekannt gewesen war. Er hatte einen Salon, der mit alten orientalischen Teppichen belegt und behangen und mit türkischen und persischen Sitzen — Ottomanen, Divans, Polstern — möbliert war; ein Rauchzimmer war vollständig in gold- und silbergepreßtem Leder gehalten, während die Wände eines Festsalles mit einer reichen Sammlung alter Feuerwaffen und nackter Schwerter dekoriert waren. In den Wagenscheuern standen drei Equipagen, im Stalle vier Pferde.

Während dieser Luxus die andern Kameraden, denen diese Lebensweise, die für sie viel zu teuer war, eine gewisse Scheu eingeflößt hatte, von Derodes' Umgang fernhielt, hatte er Drapier gerade angezogen; er war weniger zurückhaltend und dabei außerordentlich praktisch; er sagte sich, daß er sich bei und mit Derodes prachtvoll amüsieren könnte. Die Schränke im Rauchzimmer waren immer bestens mit Havannacigarren versehen, unter welchen man eine reiche Auswahl treffen konnte; im Keller lagen Liqueure von aller Herren Ländern, die Pferde waren ausgezeichnet zugeritten und, was das allerbeste für Drapier war, Derodes war immer dazu aufgelegt, sich an den Spieltisch zu setzen und sich mit der guten Laune derjenigen schlagen zu lassen, welche nur aus Freude am Spiel und nicht, um zu gewinnen, spielen.

Drapier dagegen spielte nur, um zu gewinnen, die Spieler sagen, „uns Materielle“, bei Drapier handelte es sich aber in Wirklichkeit dabei ums tägliche Brot, nicht um Anregung oder Vergnügen. Anregung verschaffte ihm seine Armut schon

zur Genüge, die brauchte er im Spiel nicht mehr zu suchen. Wenn er nach seiner Hochzeit jeden 18. oder 20. des Monats keinen Pfennig mehr in der Tasche gehabt hatte, um während der letzten übrigen zehn oder zwölf Tage zu leben, und ihn dabei noch seine Gläubiger von allen Seiten und alle auf einmal drängten und quälten, so hatte er wohl oder übel auf die paar Thaler für das Essen Jagd machen müssen. Aber woher nehmen? Leihen? Er steckte überall dick in der Tinte. Sie verdienen? Womit? Wie? Für den Offizier — mag er noch so willig sein! — ist es nicht möglich, nebenbei zu verdienen; wenn seine Gage noch mit Schuldenabzügen beschwert ist, bleibt ihm nichts übrig, als seinen Gürtel jeden Tag ein Loch enger zu schnallen, und wenn kein Loch mehr da ist, Hungers zu sterben, wenn er an dem Essen im Kasino nicht genug hat.

Drapier wollte aber weder selbst Hungers sterben noch auch seine Frau sterben lassen, so wenig zärtlich er auch gegen sie war. So blieb ihm nur eine Hilfsquelle, die der Verzweifelten, die trotz alledem und alledem noch auf den Zufall bauen, und das war das Spiel. Warum sollte er nicht einmal Glück haben? Andre hatten es doch, die es gar nicht so nötig hatten, wie er. Also hatte er zu spielen begonnen. Zuerst spielte er mit den Kameraden, die wohl ein bißchen wagen wollten, das waren aber sehr wenige. Als die auch nicht mehr wollten, spielte er mit einigen Spießbürgern, die die Karten leidenschaftlich liebten und sich auch dazu herbeiließen, um einen andern Einsatz, als das, was sie verzehrt hatten, zu spielen; denn das wäre doch geradezu lächerlich gewesen, wenn er einem Kaufmann oder einem alten Rentier seine Melangen und Schoppen vom Nachmittag und Abend aufgehalst hätte. Kaffee und Bier hatte er nicht nötig, wohl aber Brot für seine Frau und sich. Und um das liebe Brot spielte er mit solcher Gewandtheit und Vorsicht, daß er viel häufiger gewann als verlor. Auf die Dauer schreckte indes diese Gewandtheit und Vorsicht die Bürger ab: „Leutenant Drapier gewinnt zu oft.“ Man hatte ihn sogar beobachtet, und er erfuhr die Demütigung, merken zu müssen, daß man glaubte, er „mogle“. Weil er stets ehrlich gespielt hatte, hatte man ihn nicht abfassen können, aber man zog sich mit den Worten: „Zu viel Glück!“ von ihm zurück.

So standen die Dinge, als Derodes in La Feuillade ankam, und da Drapier niemand weiter fand, der auch nur

um den geringsten Einsatz mit ihm spielen wollte, stürzte er sich auf diese neue Beute. Derodes liebte das Spiel nicht leidenschaftlich, selbst nicht einmal so sehr, wie gewöhnlich die Menschen; da er aber nichts zu thun hatte, seinen Beruf haßte, nicht arbeitete und niemals las, so kamen Stunden, — wenn er gefochten und einige Schüsse abgegeben, wenn er seine Pferde und Hunde bewegt und eine Cigarre nach der andern geraucht hatte — wo er sich tödlich langweilte, wie er selbst sagte. Auf diese Stunden lauerte Drapier, ohne jedoch jemals ihren Eintritt zu beschleunigen. Wenn Derodes sich reckte und streckte und gähmend ausrief: „Ach, Teuerster, was ist das für ein Nest, was für ein verdamntes Nest!“ war der Augenblick nicht mehr fern, wo er vorschlug, „einen kleinen Schlag zu machen.“ Drapier nahm dann nie sofort an, sondern antwortete in gleichgültigem Tone: „Was sind Sie für eine Spielratte!“

„Wahrhaftig nicht! Aber man muß doch die Zeit totschlagen. Schlagen Sie mir etwas andres vor.“

Drapier riet dann hin und her, fand aber natürlich nichts, oder das, was er fand, war so ermüdend und langweilig, daß er im voraus bestimmt wußte, Derodes würde nicht beistimmen.

„Wollen Sie das nicht?“

„Ach, Himmel!“

Endlich gab dann Drapier nach, „einen kleinen Schlag zu machen“, aber nur unter der Bedingung, daß Derodes nicht böse werden dürfte, wenn er verlieren sollte.

„Wissen Sie, bester Herr, wenn Sie so nachlässig, wie gewöhnlich, spielen, haben sie wenig Chancen, zu gewinnen; aufpassen müssen Sie.“

„Das ist mir langweilig!“

„Dann spielen Sie nicht.“

„Was sollen wir denn sonst anfangen?“

„Alles langweilt Sie!“

„Oh bitte, nicht alles; was ich habe oder thue, ja! was ich nicht habe, oder nicht thue, nein!“

Wie beim Spiel ging Drapier auch jetzt vor, wo er Derodes für Frau von Bosmoreaus Gesellschaften kapern wollte. Als Derodes wieder sagte: „Was sollen wir nur beginnen?“ antwortete er: „Wir könnten ja zu Frau von Bosmoreau gehen?“

„Ach nein, da haben Sie sich gewiß niedlich gelangweilt!“

„Durchaus nicht, wir haben uns sogar sehr niedlich amüßiert und ich habe bedauert, daß Sie nicht dabei waren.“

Dann erzählte Drapier so gut, wie hübsch es gewesen wäre, daß Derodes ordentlich Lust bekam.

„Na, wir können uns dort ja ebensogut langweilen, wie anderswo!“ sagte er.

Er verstand sich sogar dazu, sich zu entschuldigen, daß er beim ersten Mal nicht gekommen war. Er hätte Migräne gehabt, und wenn er davon befallen würde, helfe ihm nur eine schnelle Fahrt im Wagen.

Agnes glaubte seinen Worten und war entzückt; er hatte also wirklich nicht kommen können, und würde demnach öfter erscheinen.

Als Derodes die Aufstellung des Lawn-tennis sah, zuckte er die Achseln. Sand anstatt Rasen war durchaus nicht korrekt. Er erklärte übrigens seine Bereitwilligkeit, zu spielen, und wählte Agnes als Partnerin, Julia wählte Bonnet. Die übrige Gesellschaft sah aufmerksam zu. Es schmeichelte Derodes, vor aller Augen den Meister spielen zu können; so zeigte er sich denn von der liebenswürdigsten Seite. Er überhäufte seine Schüler mit Artigkeiten, daß seine Soldaten, die er wie Hunde behandelte, ihn sicher nicht wieder erkannt hätten. Auch über den Lunch sprach er sich sehr anerkennend aus, er wäre „ganz ausgezeichnet“.

„Siehst du nun wohl!“ sagte Agnes, als die Gäste fortgegangen waren und sie mit ihrer Schwester allein blieb, „siehst du nun wohl?!“

Siebzehntes Kapitel.

Die Lawn-tennis- und Croquet-Parteien wurden unermüdlich fortgesetzt, ohne daß jemals einer der gewöhnlichen Gäste, selbst Derodes, gefehlt hätte. Wenn die Provinz auch die meisten mit ihrem steten Einerlei und ihrer lähmenden Langeweile ansteckt, so gibt es in den kleinen Städten doch immer noch einige wenige, die sich's nicht genügen lassen, zu essen, zu trinken, zu schlafen und Schätze zu sammeln, sondern die auch fröhlich sein wollen und glück-

lich sind, wenn sie ein Haus finden, wo es vergnügt und lebhaft hergeht.

Frau von Bosmoreau bot ihnen ein solches Haus, und sie machten von ihrer Güte Gebrauch. Wäre sie, und besonders ihre Töchter, nicht gewesen, wo hätte man denn hingehen sollen? Zu der Generalin? Mann und Frau waren beide alt, und das Alter zieht nicht an; außerdem genügte es, daß jemand gesagt hatte, in ihrem dunklen Hause röche es nach Moder, daß alle, die auch gar keinen ausgebildeten Geruchssinn besaßen, sich für verpflichtet hielten, die Nase zu rümpfen. Zu der Unterpräfektin? Dort war ja allerdings Jugend vorhanden, aber zugleich auch Sparsamkeit, wenn nicht gar Armut. Die Unterpräfektur war ein monumentaler Bau, ihre Empfangssäle waren riesig groß und einst für einen Besuch des Kaisers in La Feuillade glänzend eingerichtet worden; aber in dem goldenen Käfig war das Futter des Bewohners recht knapp. „Nicht wahr, es ist hier kalt?“ sagte die Unterpräfektin, wenn man ihr im Winter einen Besuch machte und sie fröstelnd vor dem Kamin kauern fand, „Sie haben ganz recht, ich friere auch, aber wissen Sie, wir müßten noch für zwanzig Franken Kohlen heizen, wenn wir hier im Salon nur ein paar Grad wärmer sitzen wollten, und das ist uns nicht möglich!“ Bei Frau von Bosmoreau, oder vielmehr bei Julia dachte man nicht ans Sparen; im Winter war es dort warm, im Sommer kühl, außerdem konnten die Eingeladenen sich stets auf irgend eine angenehme Ueberraschung gefaßt machen, und würden enttäuscht gewesen sein, wenn sie sie nicht gefunden hätten, aber diese Enttäuschungen blieben ihnen stets erspart.

Die Zerstreuungen, welche Julia und Agnes ihren Gästen boten, waren für die Müßiggänger La Feuillades allerdings mehr als genügend, würden aber die jungen Offiziere nicht dauernd zum Wiederkommen angehalten haben, wenn sie nicht besondere Gründe dazu veranlaßt hätten. Labruyère sagt irgendwo: „Wenn man nur mit den Menschen, die man liebt, zusammen ist, das ist genug; ob man mit ihnen spricht oder nicht spricht, ist völlig einerlei, man braucht nur in ihrer Nähe zu sein.“ Diese Bemerkung bewahrheitet sich aber nicht nur dann, wenn es sich um Menschen handelt, die man liebt oder von denen man geliebt wird; denn Cholet, Bézin und Carrelet liebten weder Julia noch Agnes — wenigstens nicht in dem engeren Sinne des Wortes „lieben“, das heißt sie

bachten bei ihnen nicht ans Heiraten und zwar Cholet, weil er zu schüchtern war, um überhaupt bei den Frauen irgend welchen Erfolg zu hoffen, Bézin und Carrelet, weil sie noch zu jung dazu waren — und doch empfanden sie alle drei ein lebhaftes Vergnügen an ihrer Gesellschaft; sie alle waren jung, und die beiden Damen sehr hübsch, das genügte. In ihrer Gegenwart waren die jungen Herren viel vergnügter und lustiger als sonst, ihr Puls ging schneller, ihr Witz schärfte sich und die ganze Welt erschien ihnen in einem reizenden, rosigen Schimmer.

Wie seine Kameraden und in gleicher Weise von den Damen angezogen, war Bonnet ein regelmäßiger Besucher bei Frau von Bosmoreau geworden. In seinem bisherigen Leben war er nicht gerade durch Verkehr verwöhnt worden und einige offizielle Diners beim General oder Oberst, beim Präsekten oder Unterpräsekten waren die einzigen gesellschaftlichen Vergnügungen gewesen, die er kennen gelernt hatte. Als er jetzt dieses gastliche und fröhliche Haus gefunden hatte, wo man ihn wie einen alten Freund aufnahm, war er ganz entzückt. Dieses vornehme Heim, das blendend weiße Tischzeug, das funkelnde Krystall, das alte Silber, die schmackhaften Speisen und ausgezeichneten Weine waren mit dem, was er seit zehn Jahren auf den Kasinotischen gesehen hatte, ebensowenig zu vergleichen, wie das wohlwollende und lebenswürdige Lächeln der beiden zuvorkommenden jungen Damen mit der Rücksichtslosigkeit einherstürmender Kellner oder der Nachlässigkeit der unordentlichen Dienstmädchen, die kaum antworteten, wenn man sie rief. Es mußte wirklich reizend sein, in solchem Hause solch glückliches Leben führen zu können. Derodes hatte wirklich recht, wenn er sagte, das Kasinoleben drängte zum Heiraten. Seit dem ersten Abend war Bonnet Frau Amilhou sehr sympathisch gewesen, und sehr bald hatte sich diese Sympathie in ein Gefühl zärtlicher Zuneigung verwandelt. Es war aber auch wirklich ergreifend, diese arme alte Dame zu beobachten, wie ihr weder Krankheit noch Alter irgend welche Schärfe verliehen hatten, wie sie sich nie beklagte oder von sich selbst sprach, sondern stets daran dachte, andern eine Freude zu machen und immer ein freundliches Gesicht zu zeigen! Als Julia eines Tages ihrer Großmutter nicht zur Hand gewesen war, hatte Bonnet selbst ihre Tafel und ihren Bleistift genommen und ihr aufgeschrieben, was er ihr sagen wollte. Seitdem unterhielten sie sich ohne Ver-

mittler und Frau Amilhou war ganz glücklich darüber. Allen lobte sie, wie schön Bonnets Handschrift sei, und wie kurz er seine Gedanken ausdrücken könnte.

Bonnet hatte, wie seine Kameraden, an der Gesellschaft der beiden jungen Mädchen lebhaften Gefallen gefunden, dachte dabei aber ebensowenig wie sie, der Liebhaber der einen, oder der Mann der andern zu werden. Er war schon zufrieden, daß er dieselbe Luft mit ihnen atmen, ihre hellen Stimmen hören durfte. Wie verschieden waren die beiden jungen Damen doch von den Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte!

Sein bis dahin beinahe vollständig schlummerndes Gefühl war durch Agnes' blaue Bluse störend geweckt worden. Es handelte sich jetzt nicht mehr um die Annehmlichkeit einer Häuslichkeit, oder um Sympathie für eine alte Frau, oder um den Zauber, den zwei junge Damen auf ihn ausübten. Die Bluse hatte ihn um alle Ruhe gebracht. Die reizende Erscheinung hatte etwas so Sinnberückendes an sich gehabt, daß weder Wille noch Ueberlegung widerstehen konnten.

„Welch ein reizendes Mädchen!“

Gegen seinen Willen, trotz alledem, was Frau Drapier ihm gesagt hatte, träumte er von dem schönen Mädchen; er war dreißig, sie noch nicht zwanzig Jahre alt, und doch webte und schwebte die blaue blonde Gestalt ihm unaufhörlich vor den Augen.

Liebte er das schöne Mädchen denn wirklich?

Einen Augenblick erschrak er fast, dann sprang er ruhelos vom Lager auf, das ihm doch keinen Schlummer geschenkt hatte, und stieß ein Fenster auf. Das Blut pochte ihm in den Schläfen, seine Gedanken tanzten ihm im Kopfe herum, und er war zu warm, zu aufgeregt und fieberisch unruhig, um nachdenken zu können.

Der Morgen graute, in der Ferne begannen die Lerchen auf der Wiese zu zwitschern, und unter ihm aus einem Busch auf dem Amphitheater erklang von Zeit zu Zeit der leise traurige Ruf der Grasmücke. Am westlichen Himmel zogen schwarze Gewitterwolken auf und ließen Wald und Feld, auf die die Morgensonne ihren glänzenden Schein warf, fast weiß aussehen. Auf dem Felde und in der Stadt war kein Laut vernehmbar, als das Zwitschern der Vögel, kein Wagen rollte, keine Kuh brüllte, alles schlief noch.

Der Morgenwind, der Bonnets Stirne fächelte, kühlte und beruhigte ihn. Das blaue Traumbild, das ihm die

dunkle Nacht so oft gezeigt, schwand vor dem Tageslicht, wie die Gespenster, die einen ängstigen und quälen, vor einem angezündeten Streichhölzchen in nichts verschwimmen; in dieser Stille und Ruhe konnte er sein Herz gewissenhaft prüfen.

Wenn Frau Drapier und seine Kameraden mit ihm über Julia und Agnes gesprochen hatten, hatte er immer lachend geantwortet und irgend etwas ins Blaue hinein geredet, dem er noch nicht einmal einen Sinn zu geben versuchte. Warum that er das? Man neckte ihn ja doch nur!

Aber die Erregung, die ihn beim Anblick der blauen Bluse überkam, war ebensowenig eine „Neckerei“, wie das Gefühl, welches ihm die Berührung der beiden weichen rosigen Hände verursachte, die ihm Feuer in die Adern trieben.

Er mußte klar bei sich sehen und wissen, was mit ihm vorging. Er hatte allen, die ihm von Agnes sprachen, aufrichtig geantwortet, daß er nicht ans Heiraten dachte. War er dabei aber auch gegen sich selbst aufrichtig gewesen? Das war die Frage, die gelöst werden mußte, ehe er weiter ging.

Wahrhaftig eine schöne Geschichte, wenn er sich in das schöne Mädchen verliebt hätte! War sein Leben bis jetzt nicht schlimm genug durch die Verlegenheiten und die Scham der Armut bedrückt gewesen, mußte er es jetzt, wo es sich endlich etwas zu erhellen schien, wieder durch eine Liebe gefährden, die ihn zu nichts anderm, als eben zum Lieben führen konnte, eine Liebe zu einem Mädchen, das ihn durch das Bedürfnis, allen zu gefallen, zur Verzweiflung bringen mußte?!

Er hatte sich rittlings auf einen Stuhl gesetzt und sein Kinn auf das Fensterbrett gelegt, während er unverwandt in den schwarzen Himmel starrte; so blieb er lange ungestört in seinen Betrachtungen. Allmählich erwachte Stadt und Land; Schritte hallten vom Pflaster wider, aus der Ferne ertönte das Rollen der Wagen und der Hufschlag der Zugtiere; von der Wiese schallten die gleichmäßigen Hammerschläge der Schnitter herüber, die ihre Sensen dengelten, g. c. e. c. g. e. c. bliesen die Trompeter die Reveille auf dem stillen Kasernenhofe; gelbe Rauchsäulen vom ersten Herdfeuer schwebten wirbelnd über die Strohdächer dahin; die Ziegenhirten gingen durch die Straße und bliesen ihre Flöte; nach den Arbeitern, die zuerst eilig über das Amphitheater gegangen waren, um sich mit dem Duer sack auf dem Rücken

und ihrem Werkzeug über der Schulter an die Arbeit zu begeben, kamen Bürgerleute in Pantoffeln, um die Morgenluft zu genießen, schnüffelten mit der Nase im Winde und prophezeiten ein Gewitter; er aber sah alles das wie durch einen Schleier und hörte gar nichts.

Plötzlich sprang er lebhaft auf und rief: „Nein, nein, nein!“

Nein, er liebte Agnes nicht; er hatte sich nur einen Augenblick überrumpeln lassen. Die blaue Bluse und die weichen Hände waren an seiner Verwirrung schuld gewesen. Aber daraus, daß eine Frau begehrenswert erscheint, folgt doch nicht unausbleiblich, daß man sie liebt, und so war es ihm mit Agnes ergangen. Er sah und fühlte, wie sie so begehrenswert war, als das schönste Mädchen nur sein könnte, wie reizend sie in dieser Toilette aussah, die sie sich gerade dazu ausgedacht hatte, um das hervorzuheben, was eine andre verhüllt haben würde; wie sie von Jugend, Munterkeit, Fröhlichkeit und Lebendigkeit übersprudelte mit ihren frischen Farben und ihren blühenden Formen; wie sie mit zärtlichem Blick und ihren unbefangenen und zugleich so unendlich schmeichelnden Manieren jeden fesselte, ja, das sah er, aber zwischen diesem Sehen und dem Lieben lag doch noch eine gute Strecke, die er nie zurücklegen würde; sie hatte für einen Augenblick seine Sinne entflammt, sein Herz aber ließ sie vollständig kalt; er liebte sie nicht und würde sie niemals lieben.

Mit einem Gefühl großer Erleichterung gelangte er zu diesem Schlusse, denn für einen Mann von seiner Sinnesart und in seiner Lage barg die Liebe zu einem Mädchen von solchem Charakter eine große Gefahr. Diese Ruhe war aber nicht vollkommen, denn bei seiner Prüfung mußte er alles, was er Agnes absprach, Julia zuerkennen, und wenn er sicher war, daß er die jüngere Schwester nicht liebte, so hatte er diese feste Ueberzeugung durchaus nicht in Ansehung der älteren gewonnen. Sie hatte ihn nicht durch ihre Toiletten und ihre blühende Schönheit erobert, sie hatte sich mit tausend lieblichen Eigenschaften in sein Herz eingenistet und zwar so fest, daß er es jetzt, wo ihn eine andre zum Nachschauen bewogen hatte, ganz von ihr besetzt fand, ohne daß er bemerkt hatte, wie sie hinein gekommen war.

Das war wahrhaftig eine schöne Entdeckung; einer Frau,

deren Mitgift ihn abschreckte, entronnen zu sein, um sich von einer andern unrettbar gefangen zu sehen, deren Vermögen noch viel, viel abschreckender war!

Achtzehntes Kapitel.

Bonnet hatte niemals an die Ehe, als den Zweck und das Ziel seines Lebens, gedacht, im Gegenteil einen verheirateten Offizier für einen „unsicheren Kantontisten“ gehalten, und eine Heirat äußersten Falles als vom Range abhängig zugelassen; wenn er viel Glück haben, eine glanzvolle That ausführen sollte, eine jener seltenen Gelegenheiten, die einem alles in den Schoß werfen, so möchte er am Ende noch ein annehmbarer Chemann werden können, vorher wäre aber jedenfalls nicht daran zu denken.

Da sich ihm bis jetzt die „seltene Gelegenheit“ noch nicht dargeboten hatte, er im Gegenteil von allem nur möglichen Pech verfolgt und gequält war, so hätte er bei dem Elend ein Thor sein müssen, wenn er ans Heiraten gedacht hätte. Er hätte ja allerdings aus der Ehe ein gutes Geschäft machen und, anstatt ein Mädchen an sich und seine Armut zu fesseln, eine Frau nehmen können, die ihn mit Reichtum umgab. Er war nun aber gerade nicht der Mann dazu, gute, oder überhaupt Geschäfte zu machen, sowohl aus natürlicher Anlage als aus Stolz: er hätte nie etwas angenommen, was er nicht zurückgeben konnte, was sollte er einer Frau erstatten, die ihm eine reiche Mitgift einbrachte?

Aber da kam nun das elende Geschick, das ihn verfolgte, und pflanzte ihm jenes thörichte Gefühl ein, vor dem er sich so sicher bewahrt geglaubt hatte; er liebte ein reiches Mädchen, die nicht an ihn denken konnte, wie er, aus andern Gründen, nicht an sie denken durfte.

Was für ein trostloses Leben mußte er nun führen, wenn er sich diese dumme Liebe nicht aus dem Herzen riß!

Konnte er das aber noch? Er wußte es nicht, da er nicht, wie viele, die Liebe leicht nahm und dachte, er brauchte sie nur ernstlich vergessen zu wollen, um nicht mehr an sie zu denken; es ist allerdings klar, man kann, was man will,

das Könnenwollen ist aber das Schwierige und er fürchtete für seinen Willen.

Der Weg, den er gehen mußte, war ihm klar vorgeschrieben; er durfte nicht mehr zu Frau von Bosmoreau zurückkehren. Würde das aber möglich sein? Würde er seiner Schwäche widerstehen? Und wenn ihm das gelänge, würde er dann seinen Kameraden, oder Frau Drapier Widerstand leisten können? Was würde man von seinem Fortbleiben denken? Vielleicht die Wahrheit? Wie lächerlich!

Obwohl er so die ganze Schwierigkeit seines Ausbleibens erkannte, so wollte er am Lawn-tennis-Tage dennoch nicht zu Frau von Bosmoreau hingehen. Derodes würde ja dort sein, man würde ihn beim Spielen entbehren können, andre könnten seinen Platz einnehmen. Offenbar das beste, um nicht an Julia zu denken, war, daß er sie nicht sah, und so mußte er, bevor die Gewohnheit, das liebenswürdige Haus zu besuchen, noch mehr eingerissen wäre, damit brechen.

Am Sonnabend sollte die Lawn-tennis-Partie stattfinden. Bis zum Freitag Abend und Sonnabend Morgen wiederholte er im stillen die Gründe, die ihn zwängen, zu Hause zu bleiben, und jedesmal fand er gewichtigere; er würde nicht an sie denken, wenn er sie nicht sähe. Aber je weiter der Tag vorschritt, desto mehr verloren seine Gründe an Kraft. Würde er nicht besser thun, das Wagnis noch einmal zu versuchen? Er wollte sich bei ihrem Anblick von dem Gefühle Rechenschaft ablegen, was er für sie empfand. Vielleicht täuschte er sich über diese Liebe, die am Ende gar nicht so stark war, wie er fürchtete.

Als Cholet ihn beim Frühstück fragte, wann er zu Frau von Bosmoreau gehen wolle, antwortete er, ohne sich zu besinnen: „Um drei Uhr!“

„Dann können wir wohl zusammen gehen?“

„Gern.“

Als er sich Julia gegenüber sah und sie ihm mit ihrem lieben Lächeln die Hand reichte und ihn mit dem vertraulichen Tone anredete, in dem sie mit ihren Lieben sprach, da wußte er, daß er unrecht gehabt hatte und daß er unendlich froh sein mußte, daß er sich sagen durfte: „Von dieser Liebe droht dir keine Gefahr!“ Heute ließ ihn die blaue Bluse kalt, und so oft er die beiden Schwestern verglich, wunderte er sich, wie er hatte glauben können, daß er Agnes liebte. Selbst an Schönheit trug die ältere über die jüngere den

Sieg davon, nicht durch das Glänzende, sondern durch das Liebliche derselben.

Als er Agnes mit Derodes kokettieren sah, ärgerte er sich über sie und in diesem Aerger lag durchaus keine Eifersucht, sondern vielmehr Anteil und Mitleid. Sah sie denn nicht ein, daß sie aus einem Manne von Derodes' Charakter keinen Ehemann machen konnte? War es außerdem ihrer würdig, mit ihrer Schönheit zu spekulieren, um sich einen reichen Mann einzufangen? Wenn Derodes sich aus freien Stücken, besiegt von ihrer Schönheit, in Agnes verliebte und um sie anhielt, so war es ja gut, und konnte nicht ehrenhafter vor sich gehen. Aber daß sie selbst ihm schmeichelnd entgegenkam, daß sie ihre Schönheit berechnend ins rechte Licht setzte, um ihn zum Manne zu bekommen, das ärgerte ihn. Er war entrüstet über sich selbst, daß er, ein armer Teufel, Julia mit ihren dreißigtausend Franken Renten liebte, und so hätte er es lieber gesehen, wenn Agnes, die auch fast gar nichts besaß, sich von dem steinreichen Derodes zurückgehalten hätte.

Heute abend kam er sehr unzufrieden nach Hause. Die Schlußprobe, die er eben angestellt hatte, bewies ihm, daß er besiegt, ja völlig überwältigt sei und daß er sich zu früh auf Ruhe und Frieden in La Feuillade gefreut hatte. Stets und ständig würde seine Armut wie ein Alp auf ihm lasten und ihn gerade jetzt niederhalten, wo er sich endlich erheben zu können hoffte. Nachdem sie ihm sein Leben als Soldat verbittert hatte, würde sie nun auch sein Leben als Mann vergiften.

Da die Dinge aber einmal so standen, durfte er sich weder dagegen auflehnen, noch sich darüber beklagen, er mußte sie einfach ertragen. Ein guter Soldat hat immer einen gewissen Gang zum Fatalismus und er war ein guter Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, an Herz und Verstand. Er würde ja sehen, wie es kommen würde. Nur vorwärts!

Er war demnach ruhig wieder zu Frau von Bosmoreau hingegangen und hatte bei seiner Zusammenkunft gefehlt, er hatte Croquet und Lawn-tennis gespielt, oder was sonst vorgeschlagen war, hatte getanzt, Klavier gespielt und sich ebenso zuvorkommend gegen Agnes wie gegen Julia benommen, so daß niemand sein Geheimnis erraten hatte, selbst, oder vielmehr besonders Julia nicht. Cholet, Bézin und Carrelet, die ohne Heiratsgedanken zu diesen Gesellschaften

kamen, waren seine Vorbilder. Sie amüsierten sich nur des Vergnügens halber, so brauchte er sie nur nachzuahmen und sich so zu geben, wie sie es thaten.

So sehr er auch auf sich acht gab, so verrieten seine Blicke doch häufig andre Gefühle, als sie ein Gleichgültiger oder auch ein Freund von einigen Wochen hegen konnte. Die Gleichgültigen und Freunde würden Julia nicht so herzlich und zärtlich angesehen haben, wie er, wenn er sich unbeobachtet glaubte, und würden noch viel weniger in ein beredtes Schweigen versunken sein, welches Julia mehr als einmal in Erstaunen versetzt hatte.

„Sie sind zerstreut, Herr Bonnet?“

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein.“

„Dann sind Sie mit Ihren Gedanken nicht bei uns!“

„Im Gegentheil!“

Sie drang niemals weiter in ihn, um ihm nicht zu weiteren Erörterungen Gelegenheit zu geben, aber eines Tages, als sie ihn wieder einmal so ins Gebet genommen hatte, hatte sie sich selbst zu vertraulichen Mittheilungen hinreißen lassen, die er anfangs gar nicht verstand.

„Urtheilen Sie nicht nach dem Scheine,“ sagte sie, „und glauben Sie nicht, daß Agnes wirklich so ist, wie sie sich gibt. Sie erscheint Ihnen frivol, ist aber nur jung; oberflächlich, während sie nur fröhlich ist; kokett, während sie —“

„Aber ich versichere Sie, daß ich sie weder für frivol noch oberflächlich noch kokett halte,“ sagte er ganz überrascht.

„Oh, bitte, ich durchschaue Sie! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie im Irrtum befangen sind. Unter dieser jugendlichen, fröhlichen Maske steckt ein gutes, ehrliches, liebevolles Weib, welches das Herz auf dem rechten Fleck hat. Sie ist vielleicht mehr hinter dem Vergnügen her, als es sonst in der Provinz Sitte ist, sie ist am Ende zu burschikos, aber das ist unser aller Schuld. Wir haben sie so erzogen, zuerst ihr Vater, dann ich, weil ich sie so sehr niedlich fand und die Richtung, die ihr Vater ihrer Erziehung gegeben hatte, nicht verändern wollte. Deshalb ist sie auch mit Ihnen und Herrn von Derodes so schnell gut Freund geworden.“

Derodes! Bei diesem Namen fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Bis dahin hatte Bonnet darüber gegrübelt, was das alles bedeutete und wo sie hinaus wollte, jetzt begriff er alles. Julia hatte geglaubt, er wäre deshalb zerstreut und nachdenklich, weil er sich über Agnes' Verhalten zu

Derodes Gedanken machte und auf ihn eifersüchtig wäre. Wenn sie aber seine Eifersucht fürchtete und sie durchaus zu entkräften bemüht war, so sah sie sicherlich einen möglichen Zukünftigen für ihre Schwester in ihm, den sie ihr zu bewahren suchte.

Das war ein harter Schlag! Sie hatte also niemals dem Gedanken Raum gegeben, daß er sie selbst lieben, und nicht für möglich gehalten, daß er sie selbst heiraten könnte. Für die arme Schwester war er ganz annehmbar, für sie mit ihrem Reichtum völlig undenkbar als Ehemann!

Mit welchem Rechte beklagte er sich übrigens oder machte er ihr Vorwürfe? Sie dachte doch nur wie er und alle Welt. Die reichen Mädchen sind nicht für arme Teufel. Das wußte er ja, und hatte es sich nicht zwanzig-, nein hundertmal gesagt, aber aus seinem Munde klang ihm diese bittere Wahrheit weniger hart, als von Julias Lippen. Wenn man arm ist, muß man ein armes Mädchen, oder gar nicht lieben. Er liebte, aber er wollte auch seinem Stolze nichts vergeben, und das wurde ihm sehr schwer.

Da bekam er eines Tages einen Brief von einem seiner alten Kameraden, den er seit beinahe zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, und aus dessen Namen, den er fast vergessen hatte, er anfangs nichts schließen konnte. Er schrieb:

„Mein lieber Bonnet!

„Erinnerst Du Dich noch der schrecklichen Tracht Prügel, die Du vor nun bald zwanzig Jahren an Deinen alten Schulkameraden Florentin Virot austeiltest — und zwar unter dem Vorwande, ihn gewandt und stark zu machen?

„Dein Mittel ist sicherlich gut gewesen, denn ich bin stark und gewandt geworden. Außerdem aber bin ich auch Architekt und Geometer in unsrer engeren Heimat, wo ich mich jetzt niederlassen habe, nachdem ich einige Jahre in La Rochelle und Nantes gewesen bin.

„Du fragst mit Recht, was Dich das alles angeht, obwohl Du gewiß ein guter Kerl bist, der im Stande ist, seinem alten Genossen ein freundliches Andenken zu bewahren und sich sogar für ihn zu interessieren. Wenn Du aber meinen Brief weiter liest, so findest Du am Ende auch etwas darin, was Dich interessiert. In meiner Eigenschaft als Architekt und so weiter habe ich nämlich Beziehungen zu Grundbesitzern, Bauunternehmern und Spekulanten, welche hier bei

uns bauen wollen, da wir durch die Seebäder in die Mode gekommen sind. Man hat jetzt schon so viel gebaut, daß es nachgerade an guten, das heißt an der See gelegenen Bauplätzen mangelt. Ein einziges Grundstück ist noch zu haben, nämlich der Anger, auf dem Deines Vaters Mühle steht. Wir haben sie ihm abkaufen wollen, er will sie aber nicht hergeben. Seine Weigerung stützt sich jedoch nicht auf Gründe der Bequemlichkeit oder der Anhänglichkeit, sondern lediglich auf Berechnung; weil er glaubt, daß er nach ein paar Jahren noch mehr Geld dafür bekommen würde, als heute.

„Diese Rechnung ist aber nicht richtig und ich werde es Dir beweisen, wenn Du mit mir über diesen Gegenstand korrespondieren willst. Wenn der Beweis erbracht ist, wirst Du, glaube ich, unverzüglich auf Deinen Vater einzuwirken suchen, der durch seine hartnäckige Weigerung Deine Interessen, wie die seinen zum Opfer bringt.

Dein alter Kamerad

J. Birot.“

Neunzehntes Kapitel.

Seit zehn Jahren war Bonnet nicht in seiner Heimat gewesen. Da er, bevor er nach Algier ging, immer im Norden und Osten in Garnison gelegen hatte, hätte er durch ganz Frankreich reisen müssen, und die Ausgabe hatten ihm seine Schulden nicht gestattet. Von Zeit zu Zeit schrieb er seinem Vater, regelmäßig an seinem Namenstage und zu Neujahr. Sein Vater antwortete sehr, sehr selten, dabei hatte es sein Bewenden. Dem alten Müller war es niemals eingefallen, seinem Sohne hundert Franken Reisegeld zu schicken, um ihn einmal bei sich zu sehen, und als dieser zum erstenmal mit der Not in Konflikt kam und seinen Vater um eine kleine, ganz kleine Beisteuer, anging, war die Antwort des Alten derartig gewesen, daß Bonnet sich hütete, ihn wieder um etwas zu bitten. „Ich kenne das prahlerische, liederliche Leben der Offiziere“, hatte er geschrieben; „Du vergißt, lieber Sohn, daß ich auch Soldat gewesen bin und weiß, wie man den Eltern die Goldfische aus der Tasche zieht, deshalb mag ich

nicht, daß Du mich auf den Leim lockst.“ — Da hatte Bonnet begriffen, daß er nur nach der mütterlichen Seite, in seiner Mutter selbst und seinem Onkel, dem Pfarrer, eine Familie gehabt hatte, und ließ sich das ein für allemal gesagt sein.

Wenn sein Vater ihm schrieb, erzählte er ihm niemals etwas von der Heimat: „Mir geht es, Gott sei Dank! gut; aber die Zeiten sind scheußlich teuer und das Geld will nicht mehr einkommen —;“ dann folgten ein paar Zeilen über die Windmühle, die der heftige Seewind häufig beschädigte, einige Klagen über das Maultier — das war alles. Von dem Dörfchen war niemals die Rede, nur durch die Zeitungen erhielt er zufällig ab und zu Nachrichten darüber. Seit den zehn Jahren waren an der ganzen Küste Häuser errichtet, die eine förmliche kleine Stadt ausmachten, was er sich nach den Erinnerungen aus seiner Jugendzeit allerdings nicht recht vorstellen konnte. Als er las, daß die Vorstellungen einer Pariser Schauspielertruppe große Erfolge im Kasino von Saint Martin du Mont geerntet hätten, schüttelte er den Kopf. Ein Kasino in Saint Martin! Wo in aller Welt konnte das errichtet sein? Und wie mochte das Kasino aussehen, daß sogar die Zeitungen davon Notiz nahmen!

Virots Brief, der übrigens der erste war, den er von einem alten Bekannten erhielt, erklärte ihm alles: „Man hat jetzt schon so viel gebaut, daß es nachgerade an gut — d. h. an der See oder mit der Aussicht auf die See — gelegenen Bauplätzen mangelt.“ Wahrhaftig, es gab keine Bauplätze mehr an der Seeseite? Wenn dem aber wirklich so war — und Virots Brief ließ darüber keinen Zweifel zu — so hatte der langgestreckte Anger seines Vaters einen ordentlichen Wert!

Wenn dieser Anger nun zu hohem Preise verkauft wurde, so war er, der einzige Erbe seines Vaters, nicht mehr der arme Teufel, der kein reiches Mädchen lieben durfte!

Er las Virots Brief wieder und wieder und alsbald war sein Plan fertig. Eine solche Angelegenheit konnte nicht mit einer mehr oder weniger verwickelten, langsamen Korrespondenz betrieben werden; er mußte sich genau darüber unterrichten, sich die Sachlage mit eignen Augen ansehen und deshalb war eine Reise nach Saint Martin notwendig.

Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, mußte er zu sehen, ob er ausführbar war, und daher vor allen Dingen einmal Kassa machen — was übrigens weder langwierig noch

schwer war. Seine Mittel beliefen sich, genau gerechnet, auf 38 Franken 60 Centimen. Das Billet von La Feuillade bis Coutras kostete 11 Franken, von da bis Vendreneau, der Eisenbahnstation von Saint Martin du Mont, 24 Franken, das waren im ganzen 35 Franken, oder 70 Franken hin und zurück; das Militärbillet, ein Viertel der gewöhnlichen Billets, belief sich demnach auf 17 Franken 30 Centimen, also konnte er reisen.

Es wurde allgemein lebhaft bedauert, als er bei Frau von Bosmoreau anzeigte, daß er auf acht Tage fortgehen wollte.

„Acht Tage!“ rief Agnes, „da bringen Sie ja unser Lawn-tennis in die größte Verlegenheit. Kein anderer als Sie vermag es mit Herrn Derodes aufzunehmen.“

„Mit Herrn Derodes aufzunehmen,“ war wohl nicht der richtige Ausdruck, „Herrn Derodes mir näher zu bringen“ wäre zutreffender gewesen, denn das Lächeln, die liebenswürdigen Reden, die kleinen Vertraulichkeiten und Koketterien, mit denen Agnes Bonnet auszeichnete, hatten keinen andern Zweck.

Es bedurfte Julius Einschreiten, um Agnes zur Einwilligung in die Reise zu bewegen.

„Schwören Sie, daß Sie nicht länger als acht Tage ausbleiben werden.“

„Ich schwöre es!“

Die Entfernung von der Station Vendreneau bis Saint Martin du Mont betrug etwa zehn Kilometer, und Bonnet machte diesen Weg zu Fuß, wodurch er nicht allein sparte, sondern sich auch ein Vergnügen bereitete. Wenn er in seiner Jugend von seinem Onkel nach Hause ging, nahm er diesen Weg und es ergriff ihn seltsam, daß er noch gerade so aussah, wie vor zwanzig Jahren. Noch immer lief er zwischen zwei Erdböschungen dahin, auf welchen Eichen, Kastanien und Vogelbeerbäume gerade so üppig wuchsen, um der Straße überall fast zu dichten Schatten zu gewähren. Seit den zwanzig Jahren hatte sich nichts geändert, kein Kieselstein war in die tiefen Geleise zum Ausfüllen geworfen, keine der Pflügen, die ihn alle Augenblicke zum Ausweichen nach rechts oder links nötigten, war trocken gelegt, kein Graben ausgebeffert worden. An beiden Seiten des Weges liefen noch die kleinen Streifen grauen Erdreichs hin, dann kamen Brachen mit Ginster und Disteln bewachsen, auf denen die breitge-

stirnten Rinder mit dem hellen Fell weideten, dessen Farbe ihm noch im Sinn geblieben war. Wie wohl that ihm dieser graue Himmel nach dem grellen Azur Afrikas, wie gut erinnerte er sich noch dieses verfärbten Grüns, dieser hohen Strohschober, dieser großen Kohlköpfe mit den von den hohen Stengeln herabhängenden Blättern, der gelben Butterblumen und der rot und blauen Heide; alles war wie früher und es war ihm, als sei er nur ein paar Wochen oder höchstens ein paar Monate fortgewesen. Wie oft war er hier mit seinem Bündel am Arm des Wegs gegangen, wie vertraut war ihm alles geblieben, trotz seiner Streifereien durch so viele fremde Länder; es war ja das liebste Fleckchen Erde auf der ganzen Welt, die traute Scholle, wo seine Augen sich dem Lichte geöffnet hatten, wo er die ersten Eindrücke seines Lebens empfangen hatte!

Leichten Fußes schritt er einher, als sei er zwanzig Jahre jünger. Er sah sein Mütterlein wieder, wie sie ihn erwartete und jeden Augenblick an die Pforte lief, um auszuschaun, ob er denn immer noch nicht kommen wollte, wie sie dann gebeugtes Hauptes dort stehen blieb, während der Seewind mit den Bändern ihrer weißen Mütze spielte; er sah seinen Onkel wieder, wie er beim Nachhausegehen ein gut Teil Weges vor seinem Neffen, dem kleinen Burschen, herging, mit dem Dreispiz unter dem Arm und dem Brevier in der Hand, und wie er selbst spielend hinter ihm her lief; an den Stellen, wo er vor zwanzig Jahren über einen großen Stein gesprungen war, der den Weg versperrte, hob er auch heute den Fuß, weil der Stein noch immer an demselben Platze lag.

Je weiter er kam, desto verkrüppelter und niedriger wurden die Bäume, ihre zerplückten und zerzausten Wipfel bogen sich nach einer Seite, eine herbere Luft schlug ihn ins Gesicht, und wenn er mit der Zunge an seine Lippen kam, schmeckte es ganz salzig, er näherte sich der See, und zuweilen konnte er schon ihr dumpfes Brausen vernehmen.

Er bog jetzt von der Straße ab, die nach dem Dorfe führte, und schlug einen Fußpfad ein, der an den kleinen Bachthäfen vorbei schräg in die Niederung ging. Die Bäume wurden seltener und noch jämmerlicher, der Wind blies stärker und der Rhythmus der brandenden Wogen klang deutlicher und regelmäßiger; er kam auf einen Ager, der dicht am Meere lag.

Als der Weg eine Krümmung machte, blieb er einen Augenblick stehen. Auf der rotblühenden Heide, die in sanften Wellen zum Meere abfiel, zeichnete die alte Mühle seines Vaters ihren Schattenriß grau auf dem roten Abendhimmel ab, während sich die großen Flügel von grauem Segeltuch mit klagendem Tone drehten. Rechts von der Mühle lag das ärmliche Häuschen, wo er geboren war, und zeigte ihm sein gelbes Strohdach, das wie eine Goldkuppel glänzte; nicht weit nach links auf dem höchsten Punkte der Heide sah er das Hünengrab wieder, das mit seinen riesigen Granitblöcken die Sehenswürdigkeit der Landschaft bildete, da dort sonst gar kein Granit vorkam. Wie oft hatte er als Kind zugehört, wie sich gelehrte Männer über die Steine gestritten und sich gefragt hatten, wo sie wohl hergebracht sein möchten und auf welche Weise sie wohl dort oben hatten hinaufgeschafft werden können.

Obwohl dieser Anblick viele ergreifende Erinnerungen in ihm weckte, verweilte er nicht länger bei ihm, sondern richtete sein Auge auf das neue Dorf, das sich am Gestade dahinzog. Virot hatte die Wahrheit gesagt. Die Ländereien, die sich zum Bebauen eigneten, waren in den letzten zehn Jahren mit Bauwerken bedeckt worden: Villen, Lustschlösser, Landhäuschen, Strohhütten, gotische Häuser, Gebäude in italienischer, englischer, norwegischer oder normannischer Bauart, erhoben ihre Dächer und hohen Schornsteine in einem Durcheinander, in welches die Verwaltungsvorschriften noch keine Ordnung gebracht hatten. Nur die Düne hatte die Baumeister gezwungen, eine gerade Linie einzuhalten, und mit ihrem Ginsten, dem Heidekraut und dem vom Winde zerzausten Strandhafer breitete sie sich noch ebenso unwirtlich aus, wie vor hundert Jahren.

Ohne gerade großen Spekulationsgeist zu besitzen, konnte man wohl einsehen, daß diese fünf Hektar unbebauten Landes, wo ein Maultier und eine Kuh knapp ihr Futter fanden, und die vor zwanzig Jahren keine zweitausend Franken gekostet haben würden, sehr an Wert gewonnen hatten, seitdem neben ihnen Häuser und Gärten entstanden waren, und hier der einzige Platz war, wo an dieser Seite der Meeresküste noch gebaut werden konnte.

Aber wie hoch war der Wert?

Das mußte er nun in Erfahrung zu bringen suchen, doch gab ihm das, was er eben gesehen hatte, Hoffnung auf

guten Gewinn. Er hatte die Reise nicht unnütz gemacht, und es war wirklich sehr nett von Birot, daß er ihn hiervon in Kenntniß gesetzt hatte. Er hatte es natürlich nicht aus reiner Freundschaft oder aus Dankbarkeit für die früheren Prügel gethan, aber was schadete das, daß er dabei auch sein eignes Interesse im Auge gehabt hatte?

Ohne sich nach dem Wege umzusehen, den die Pferde und Maultiere zu nehmen pflegten, ging er quer über die Heide direkt auf die Mühle zu. Als er eben um die Ecke des Häuschens gebogen war, sah er auf einer Bank an der Mauer einen Mann in grauem Wams und baumwollener Mütze sitzen, der seine Pfeife rauchte und die Mühlenflügel mit der Befriedigung desjenigen herumfliegen sah, der einen andern für sich arbeiten sieht, während er selbst die Hände in den Schoß legen kann — es war sein Vater, der das letzte Mal, als er ihn gesehen hatte, fünfzig Jahre alt gewesen war, jetzt aber, nach den Strapazen und Mühen der letzten zehn Jahre, sehr alt, viel älter aussah, als er wirklich war.

Er ging schnell auf ihn zu.

Als er noch ein paar Schritte entfernt war, erhob sich sein Vater, der ihn noch nicht erkannt hatte, von der Bank, sah ihn groß an und machte dann, in aufrechter Haltung, die linke Hand an der Hosennat, die rechte am Kopfe in der Höhe des Ohres, das militärische Honneur, wie es im Jahre 1840 Sitte war, während er sagte: „Meinen Gruß, Herr Lieutenant!“

Als Bonnet aber ruhig weiter gegangen war und ihm die Sonne hell aufs Gesicht fiel, erkannte der Vater seinen Sohn und rief: „Weiß der Ruckuck, es ist mein Junge! Was, bist du's wirklich, Bonnet? Und du hast mir nichts davon gesagt! Das nenne ich eine Ueberraschung!“

Bonnet nahm ehrfurchtsvoll sein Käppi ab und küßte seinen Vater auf beide Wangen.

Der aber wiederholte noch immer: „Das nenne ich eine Ueberraschung!“

Twanzigstes Kapitel.

Der alte Müller machte seinem Sohne neben sich auf der Bank Platz, dann rief er plötzlich: „Geda, Euphrasia!“

Ein ganz junges Dienstmädchen in unordentlichem Anzuge und zerzaustem Haar erschien in der Thür. Sie mußte wohl darauf gelauert haben, denn mit dem Rufe des Müllers betrat sie die Schwelle.

„Was hast du zum Abendbrot? Der ‚Jochen‘ da ist eben angelangt, müssen ihm was zu essen geben.“

Der Ausdruck „Jochen“ war keine Beleidigung, es ist nur ein Provinzialismus für „Junge,“ wie anderswo „Bengel“ gebraucht wird.

„Ich habe nichts. Sie wollten ja nicht, daß ich von Rufen Schollen holte.“

„Die Schollen waren zu teuer; backe ein paar Spiegel-eier!“

Dann wandte er sich an seinen Sohn, während Euphrasia wieder ins Haus ging.

„Der Fisch ist jetzt schrecklich teuer, man kann kaum noch welchen essen. Die Kerls da haben hier zu Lande alles, bis aufs Mehl, in die Höhe getrieben. Die Zeiten sind riesig hart und die Einnahmen schlecht. Ihr Offiziere seid besser dran, ihr werdet gut und pünktlich, jeden Ersten, bezahlt.“

Bonnet hielt es nicht für geraten, dieser Behauptung, daß die Offiziere gut bezahlt würden, zu widersprechen. Es paßte durchaus nicht in seinen Kram, eine weitere Erörterung darüber in Gang zu bringen, zumal, da die Bemerkung seines Vaters nicht so nebenher gemacht war; wenn er sich über die schlechten Zeiten beklagte und die glückliche Lage der Offiziere mit der der unglücklichen Bauern verglich, so that er das nicht ohne Absicht, und man konnte den Sinn seiner Worte wohl erraten. Ueberdies erklärte er sich noch deutlicher: „Ich freue mich, dich einmal wieder zu sehen, und schließe aus deinem Kommen, daß es dir gut geht, was übrigens kein Wunder ist, da du gutes Gehalt erhältst und nur für dich zu sorgen hast. Mit mir ist das etwas anders.“

Leiser fuhr er fort: „Ich werde alt und habe mir ein Dienstmädchen zulegen müssen, da zählen die Ausgaben doppelt, und ich allein kam schon schlecht mit dem Gelde aus.“

Er blickte den Sohn mit blinzeln den Augen an, dann reichte er ihm die Hand: „Sei nur ruhig, mein Junge, ich werde dich niemals um etwas bitten — wenigstens solange ich noch arbeiten kann.“

Dann zählte er ihm alle seine Schuldner der Reihe nach her, Leute aus Meuville, aus Puisseur und aus Montmain, und fragte, ob er den armen Leuten, die ihr möglichstes thäten, wohl den Gerichtsvollzieher ins Haus schicken sollte.

„Ach ja! Die Zeiten sind riesig hart.“

Und dann hätte sich die Mode auch der Müllerei bemächtigt; die Bäcker wollten nur noch weißes Mehl haben, das auf Maschinen bereitet wäre, wodurch das Brot allen Saft und alle Kraft verlöre, nur die Armen nähmen noch das altgewohnte Mehl, beklagten sich aber auch schon.

Bonnet hörte pochenden Herzens zu. Das war also der Empfang, den ihm sein Vater bereitere: mißtrauischer Geiz. Seit zehn Jahren war er an diese Pisse und Knisse des bäuerlichen Charakters nicht mehr gewöhnt, so mußte er sich ordentlich besinnen, um das alles zu verstehen. Wozu dienten diese Vorhalte, da er doch um nichts gebeten hatte?

„Wenn die Mühle wenigstens noch in gutem Zustande wäre, aber dem armen alten Brack geht es wie mir. Wenn es so recht stürmt, frage ich mich bisweilen, ob es wohl nicht umgerissen wird; dann knarrt es und knarrt es — ach, die Zeiten sind schrecklich hart.“

Während dieses Zwiegespräches waren die Spiegeleier fertig geworden und Cuphrasia meldete, daß sie essen könnten.

Sie gingen in die Küche, wo Bonnet seine Kinderzeit verlebt hatte. Nichts war darin anders geworden; auf der Anrichte stand noch dasselbe geblühte Porzellan — denn bei den Bauern wird wenig zerbrochen — an der Wand hingen noch die alten angemalten Bilder, an denen er zuerst lesen gelernt hatte, nur waren sie noch rauchiger und gelber geworden; er saß auf demselben Platze, wie ehemals, seinem Vater gegenüber, und wie früher wartete er darauf, daß sein Vater das Zeichen des Kreuzes über dem Laib Brot machte, eine Scheibe abschnitt und sie ihm, auf die Spitze des Messers gespießt, darreichte.

Sie aßen anfangs schweigend. Der Alte blieb aber bei demselben Gedanken und wollte um alles nicht, daß sein Sohn von dem gefürchteten Thema anfing; deshalb nahm er wieder das Wort und fragte: „Du bist also noch immer Lieutenant?“

Dabei warf er einen Blick auf die beiden Treffen an den Ärmeln.

„Wie du siehst.“

„Man avanciert heutzutage nicht gerade rasch — aber das macht nichts, du hast eine gute Stelle und wirst schon etwas zurückgelegt haben. Wenn du in Verlegenheit bist, wie du dein Geld anlegen sollst, so kann ich dir gute Hypotheken verschaffen, denn hier zu Lande fehlt's an Geld.“

Bonnet lächelte trübe.

„Ich danke dir; darüber, wie ich mein Geld anlegen soll, brauche ich mich nicht zu sorgen.“

„Du willst wohl mit deinem Vater Verstecken spielen; mein Wort darauf, ich will nichts von dir haben, obwohl die Mühle, die du doch eines Tages erben wirst, schon ein paar Reparaturen nötig hätte, aber sei nur ruhig, ich spreche mit dir nicht von Geld, um dir etwas abzubetteln.“

„Ich habe auch nichts.“

„Was, du hast nichts?! Wie ist das möglich? Seit zehn Jahren hast du nichts zurückgelegt? Bekommen denn die Offiziere heutigestags keine Gage mehr?“

„Oh, jawohl!“

„Wieviel denn?“

„Zweihundertundvier Franken monatlich.“

„Zweihundertundvier Franken monatlich, was ist das für eine Summe! Und doch hast du davon nichts zurückgelegt? Da hast du dir schöne Tage gemacht.“

Es wäre thöricht von Bonnet gewesen, wenn er ihm mit Zahlen hätte nachweisen wollen, daß er sich nicht „schöne Tage gemacht“ hatte, so schwieg er.

„Na meinethalben, mein Junge! Wenn du dich amüsieren willst, will ich dir keinen Vorwurf machen; genieße deine Jugend, du hast ja gute Aussichten. Du wirst befördert und zuletzt pensioniert werden. Das ist nicht wie bei uns; wir müssen arbeiten, bis wir sterben, und haben kein sicheres Brot; wenn nur die Zeiten nicht so hart wären!“

Dann fing er wieder an zu jammern, als ob er im tiefsten Elend steckte.

Wenn Bonnet geglaubt hätte, daß diese Klagen aufrichtig wären, so hätte er seinen Vater gefragt, warum er seinen Anger nicht zu Gelde machte, anstatt unter der Härte der Zeit zu leiden; aber was sollte das? Die Fäden der Intrigue waren zu grob, als daß er sie nicht hätte sehen

sollen, und wenn er etwas gesagt hätte, würde er nur neue Klagen hervorgerufen haben, solange er sie nicht durch be-
weisende Zahlen hemmen konnte. Vor allen Dingen mußte
er sich diese Zahlen von Birot oder andern, die ihm darüber
Nachweis schaffen konnten, sagen lassen. Um sich inzwischen
eine Thüre offen zu halten, wollte er wenigstens die Anger-
frage sofort einfädeln.

„Glücklicherweise ist um uns herum viel gebaut, so daß
man dir bald sehr gern deinen Anger abkaufen wird. Du wirst
schon einen guten Preis dafür bekommen können.“

„Glaub das nicht, mein Junge, es ist hier alles gebaut,
was nur möglich war. Man hat jetzt damit aufgehört, wo
man genug oder gar schon zu viel darin gethan hat. Es ist
alles Spekulation, und ich kann dich versichern, in kurzer Zeit
haben wir hier den schönsten Krach! Wenn ich denen gefolgt
wäre, die mir meinen Anger abkaufen wollten, so hätte ich
den nicht mehr, Geld aber auch nicht, denn bezahlt würden
sie mich nicht haben.“

„Dann hättest du deinen Anger mit den Häusern darauf
wieder bekommen.“

„Ach, Prozesse und solche Geschichten, das fehlte mir
gerade noch; ich will meine Ruhe haben und sicher sein,
daß ich in dem Hause sterben kann, wo mein Vater ge-
storben ist.“

Er sagte dies mit einer Nüchternheit, die eine weitere Er-
örterung nicht zuließ. Bonnet drang auch nicht weiter in
ihn, und den ganzen Abend war von dem Anger keine Rede
mehr. Sie sprachen von Afrika, wo der Alte fünf Jahre
als Soldat gewesen war.

„Ein wundervolles Land! Es ist wirklich merkwürdig,
daß du dir dort den Beutel nicht gespickt hast.“

Am folgenden Morgen stand Bonnet bei Sonnenaufgang
auf, um ungestört das neue Dorf besuchen und Birot besuchen
zu können, wenn die Stunde, wo man sich bei anständigen
Leuten sehen lassen kann, geschlagen hätte.

Als er die Straßen durchwanderte, fand er denn auch
das Haus seines Freundes. Es war ganz mit Anzeigen und
Plänen besetzt und trug an der Thüre ein Messingschild,
auf welchem „Birot, Architekt“ eingraviert war. Ein Dienst-
mädchen, das die Läden öffnete, antwortete ihm auf seine
Frage, daß ihr Herr in einer Stunde aufgestanden sein würde.
Er kam pünktlich wieder.

Birot empfing ihn außerordentlich zuvorkommend und mit Freundschaftsbezeugungen, die besser als alles andre sagten, wie lebhaft er den Verkauf des Angers wünschte, woraus er übrigens auch gar kein Hehl machte. Wenn Vater Bonnet brillant dabei verdiente, so würde er durch die Bauten, die er darauf errichten würde, sein Schäfchen ins Trockne bringen. Er hätte einen Käufer gefunden, der zwei Franken für den Meter, also im ganzen hunderttausend Franken geben wollte und zwar fünfzigtausend Franken bar und den Rest in jährlichen Raten von zehntausend Franken. Er hätte Vater Bonnet diese hunderttausend Franken angeboten, der aber habe sie einfach abgewiesen, ohne seinerseits einen bestimmten Preis stellen zu wollen, der allerdings wohl geradezu ungeheuerlich sein mußte. Es mußte jedenfalls versucht werden, daß er sich äußerte, wieviel er eigentlich haben wollte, dann könnte man ja weiter verhandeln, obwohl hunderttausend Franken für Ländereien, die keine hundert Franken jährlich abwürfen, schon ein schöner Preis sei. Wenn er seine Forderung Fremden nicht gerne stellen wollte, so würde er sich doch seinem Sohne gegenüber gewiß darüber aussprechen.

Gewiß? Bonnet kannte seinen Vater zu gut und hatte eben erst wieder einen tiefen Blick in seinen Charakter gethan und gesehen, daß er noch immer mißtrauischer geworden war. Da war es durchaus nicht gewiß, daß er ihn zum Sprechen bringen würde. Nun, er mußte es wenigstens versuchen; deshalb ging er sofort wieder nach der Mühle zurück.

„Du bist spazieren gewesen?“ fragte sein Vater, der augenscheinlich auf seiner Bank vor dem Hause auf ihn gelauert hatte.

„Ja, und habe auch einen alten Bekannten getroffen, Birot.“

Vater Bonnet sah seinem Sohne aufmerksam ins Gesicht, dann zog er sein Gesicht in betrübtte Falten und sagte in mitleidigem Tone: „Der arme Birot.“

„Was ist denn mit ihm?“

„Er ist in — faulen Geschäften verwickelt, und ich fürchte, daß es schlimm gehen wird. Es sollte mir leid thun, denn er ist ein braver Kerl und ein fleißiger Arbeiter, aber die Spekulation hat hier allen die Köpfe verdreht.“

„Er hat mit mir über deinen Anger gesprochen.“

„Das glaube ich wohl. Das ist eben seine Idee. Er meint, wenn er hier Häuser bauen könnte, würde er gerettet

sein; aber im Gegentheil, er würde noch schneller bankerott werden."

"Er hat mir gesagt, daß er einen Käufer hätte, der hunderttausend Franken geben wollte."

"Hast du das geglaubt?"

"Und daß dir fünfzigtausend Franken bar bezahlt werden sollten."

"Das heißt, wenn er mir fünfzigtausend Franken bar bietet, ist mein Anger dreihunderttausend Franken wert; ich würde also ein Thor sein, wenn ich ihn für hunderttausend verkaufte."

"Dann fordere doch dreihunderttausend."

"Daß er sich über mich lustig machen soll. Ich will gar nichts fordern. Ich kann, Gott sei Dank! warten, so hart auch die Zeiten sind."

Als er auf diese Weise nichts mehr erreichen konnte, versuchte es Bonnet mit voller Offenheit; er setzte ihm seine Lage auseinander: Er liebte ein junges, reiches Mädchen mit dreißigtausend Franken Rente; da er aber selbst gar nichts hätte, könnte er doch nicht um sie anhalten, dürfte ihr noch nicht einmal seine Liebe gestehen. Wenn der Anger nun zu hundert- oder zweihunderttausend Franken verkauft würde, so änderte sich seine Stellung sofort, er wäre dann kein Habenichts mehr, sondern der einzige Sohn eines Mannes, der ein- bis zweihunderttausend Franken Vermögen hätte, und brauchte sich dann nicht den Vorwurf einer Geldheirat machen zu lassen.

Je weiter er mit seiner Beichte kam, desto lebhafter glänzten die starr auf ihn gerichteten Augen seines Vaters, desto härter wurden seine Züge.

"Na, sag's nur gerade heraus," rief er endlich, „du bist hergekommen, um mich anzuzapfen!"

"Dich anzuzapfen?"

"Gib mir dein Wort, dein Wort als Offizier, daß Birot dich nicht hat kommen lassen!"

"Allerdings hat er mir geschrieben —"

"Sagte ich's nicht! — Der Eulenspiegel hat gehofft, du würdest ihm schon helfen, mich hereinzulegen, als er es allein nicht zuwege bringen konnte; und du hast dich richtig auf den Leim locken lassen!"

"Ich habe gehofft, daß du mir deine Hilfe nicht versagen würdest, damit ich das Mädchen, das ich liebe, heiraten könnte,

denn ich verlange nur Hilfe von dir, nichts als deine Hilfe, und nicht irgend welche Summe Geld."

"Anfangs sagt man das wohl, wenn man aber die ‚Hilfe‘ bei Licht besieht, so bedeutet sie doch Geld. Nun, du sollst weder das eine noch das andre haben! Erstens, weil man sich als Lieutenant nicht verheiratet, sondern ruhig wartet, bis man Major oder Oberst ist; zweitens weil man kein Geld nötig hat, damit einen die Mädchen lieben, wenn man so gut aussieht, wie du; drittens und letztens, weil mein Anger in drei oder vier Jahren den doppelten oder dreifachen Wert wie heute haben wird und ich ihn deshalb nicht verkaufen will. Du sagst, man könnte in deiner Liebe keine Berechnung finden, wenn du der einzige Sohn eines Mannes wärest, der hunderttausend Franken hat — aber, zum Henker! du bist doch der Sohn eines Mannes, der Eigentümer von Ländereien ist, die wert sind — was sie wert sind, oder was sie nach deinem Gutdünken wert sind, dann ist doch deine Lage ebenso gut!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Da er durch längeres Verweilen durchaus gar nichts erreichen konnte, kürzte Bonnet seinen Besuch auf der Mühle ab. Sein Vater ließ sich schon gewöhnlich nicht von seiner Ansicht abbringen, besonders aber nicht, wenn er sich einbildete, daß er „geschröpft“ werden sollte. So blieb Bonnet nichts übrig, als abzureisen.

Als er dies seinem Vater sagte, wurde derselbe keineswegs ärgerlich.

„Weißt du, mein Junge, ich bin nicht böse auf dich. Du hast mich schröpfen wollen, ich hätte es an deiner Stelle gerade so gemacht, und wenn du dich in meine Lage versetzt, würdest du auch so wie ich gehandelt haben. Eltern sind eben Eltern, und Kinder sind Kinder.“

Er wollte ihm sogar noch eine Strecke Weges, wenigstens bis zum Ende des Angers, das Geleit geben. Als sie das Haus verließen, schlug der Alte aber nicht den direkten Weg ein, sondern bog nach links ab nach dem Hünen-

grabe. Dort blieb er stehen, zeigte mit dem Finger auf die riesigen Granitblöcke, die mit Flechten und Moos überwuchert waren, und sagte in ernsterem Tone als gewöhnlich: „Siehst du, mein Junge, ich habe ebensogut meine Religion wie andre. Dein Onkel war sehr böse darüber, und ich nehme ihm das auch gar nicht übel, da er als Pfarrer ein Recht dazu hatte. Aber es gibt hier noch viele, die, ohne jemand ein Wort davon zu sagen, wie ich, diesen Steinen ihre Ehrfurcht bezeigen. Und warum auch nicht? Ist dies nicht ebensogut wie eine Kapelle? Früher wurde zu ihnen gebetet, so kann man sich auch heute an sie wenden, denn was in alten Zeiten gut gewesen ist, darf, glaube ich, auch heutigestages noch als gut gelten. So oft ich nicht aus noch ein wußte, habe ich sie um Rat gefragt und bin stets gut dabei gefahren: „Soll ich das thun, oder lassen?“

Er zog sein baumwollenes Mützchen ab, beugte ehrfurchtsvoll ein Knie und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Als ich sie nun wegen des Angers um ihre Meinung fragte, haben sie mir geantwortet, daß ich ihn nicht verkaufen sollte.“

Er zeigte mit dem Arm auf die Steine hin, an denen zwei dunkle unergründliche Löcher mitten zwischen den Granitblöcken und Heidekrautbüscheln sichtbar waren, und fragte: „Nicht wahr?“

Am Ende des Angers trennten sie sich, und Bonnet ging denselben Weg traurig wieder zurück, den er bei seiner Ankunft so frohen Mutes geschritten war. Der Sohn eines Grundbesizers, dessen Ländereien zwei- oder dreihunderttausend Franken wert sein konnten, war noch immer nicht so viel als der Sohn eines Grundbesizers, der sein Land für hunderttausend Franken verkauft hatte. „Du kannst dem Anger so viel Wert beilegen, wie dir gut dünkt,“ hatte sein Vater gesagt. Aber gerade weil er diesen Wert unbeschränkt hoch ansetzen konnte, so hatte sein Anschlag gar keine Bedeutung, denn man konnte ihm vorhalten, das ist um die Hälfte, um drei Viertel, um alles zu hoch taxiert.

Die Reise war also unnütz gewesen, und die Hoffnungen, die er in seiner Thorheit aus Birots Brief geschöpft hatte, mußte er aufgeben und sich bescheiden.

Seine Rückreise war traurig, denn die Aussicht, später einmal eine ziemlich bedeutende Summe zu erben, hielt der gegenwärtigen Enttäuschung nicht die Wage. Die Aufnahme

bei seinem Vater, dessen Mißtrauen und kleinliche Pöffe und Anisse verwundeten seinen Stolz ebensosehr, wie sie ihm Leid zugefügt hatten. Gerade deswegen, weil er sich zu einem Verzicht auf seine Liebe verpflichtet glaubte, hätte er so gern an dem Herzen seines Vaters einen Rückhalt gefunden und würde sich weniger einsam gefühlt haben, wenn er von diesem Besuch in seiner Heimat eine andre Erinnerung hätte mitnehmen können.

Er kehrte nach La Feuillade mit der festen Absicht zurück, Frau von Bosmoreaus Haus nicht wieder zu besuchen. Er hatte diesen Entschluß allerdings schon einmal gefaßt und war ihm dann doch nicht gefolgt, diesmal wollte er aber seiner heuchlerischen Schwäche mehr unterliegen. Er wollte Beschäftigung suchen, wollte arbeiten und es sich unmöglich machen, an den Tagen, wo Julia ihre Gesellschaften gab, auszugehen. Wenn ihn alles verließ, hätte er doch immer noch seinen Beruf, Gott sei Dank! Ihm wollte er sich nun ganz hingeben, ohne auf andres zu hoffen, nach anderm zu streben. Ist es denn mit dem Soldatenstande nicht gerade so wie mit dem Priesterstande? Beide verlangen Entsagung. Es war nur schwer, eine Beschäftigung zu finden, in die er sich mit Leib und Seele hineinstürzen konnte und die ihn während seiner freien Zeit ganz gefangen nahm; aber er wollte schon suchen, dann mußte er ja finden. Er hatte schon ziemlich lange geplant, ein deutsches Werk über Schießkunst zu übersetzen, jetzt wollte er sich daran machen, und würde dabei sicherlich auf so viel Schwierigkeiten stoßen, daß seine Gedanken nicht auf den Flügeln süßer Träumereien davonflattern könnten.

Glücklicherweise war ihm sein Beruf noch ebenso lieb geblieben, wie er ihm an dem Tage gewesen war, wo der Hauptmann vor der Compagnie mit präsentiertem Gewehr die feierlichen Worte ausgesprochen hatte: „Unteroffiziere, Korporale und Soldaten, von heute ab ist Unterlieutenant Bonnet euer Vorgesetzter,“ und wo seine Hoffnungen mit dem schmetternden Rufe der Trompeten zum Himmel gestiegen waren, während er vor Stolz beinahe in seiner neuen Uniform erstickt wäre, daß er, der Sohn des Müllers von Saint Martin, doch etwas — Offizier — geworden war. „Und ihr müßt ihm gehorchen!“ hatte der Hauptmann geendet.

Man befand sich damals noch in der Periode, die auf das Unglück von 1870 gefolgt war, wo ganz Frankreich

seinen Stolz und seine Hoffnung in der Armee sah. In den Regimentern arbeitete man fleißig, ohne den Mut zu verlieren. Vorgesetzte und Gemeine hielten große Stücke voneinander, der gute Wille war vorhanden, alle hatten ihre Gedanken auf dasselbe Ziel gerichtet.

Seitdem hatte er einen großen Umschwung erlebt; auf die Stunden der Begeisterung und Einigkeit war Entmutigung oder Gleichgültigkeit, ein unbestimmtes Gefühl der Schwäche, für welche jeder seinen Nachbar verantwortlich machte, Politik oder Fatalismus gefolgt. Die älteren waren der allgemeinen Anregung bald müde geworden; da die Arbeit sie von ihren alten Gewohnheiten zurückhielt, so standen sie allmählich davon ab und schämten sich sogar nicht, laut auszusprechen, „man müßte den alten Schlendrian nun doch wieder anfangen,“ oder die zu tadeln und zu verspotten, „welche die alte Organisation der Armee beseitigten, ohne eine neue ins Werk setzen zu können“; sie selbst hätten es versucht, wären aber schön durchgefallen, und an wem lag die Schuld? An ihnen gewiß nicht, sondern an den Verhältnissen, an den Menschen, an dem Nationalcharakter! Von den jüngeren Offizieren, die gerne vorwärts gegangen wären, wenn ihnen nur ein Rückhalt gegeben war, waren viele diesem Einfluß unterlegen und hatten Halt gemacht; es ist ja so bequem, sich der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit in die Arme zu werfen, besonders wenn von oben das Beispiel dazu gegeben wird und man überall um sich herum Entschuldigungen findet. Warum sollten die Leute nicht recht haben, welche Thatsachen anführen, auf die einem die Antwort recht schwer wird? Man glaubt ihnen endlich, anstatt sich selbst zu glauben, dann kommt die menschliche Faulheit zu Hilfe und man läuft gemächlich hinter ihnen her.

Wie oft hatte er diese Beobachtungen bei Kameraden machen können, die im Anfang ebenso eifrig, wie er, gewesen waren, aber bald nur noch daran gedacht hatten, wie sie ihren Dienst als gute Beamte versahen, doch dabei nicht weiter gingen, und von dem Feldaeschrei „Revanche! Wir müssen bereit sein!“ nichts mehr wissen wollten. Weil sie sich selbst nicht in Bereitschaft fühlten, gaben sie sehr richtig zu, daß sie selbst unfähig und ihrer Aufgabe nicht gewachsen seien, gingen dann aber so weit, dasselbe von den andern zu behaupten.

Wie viele waren, stolz auf ihren Beruf und von der

Erhabenheit ihrer Pflicht überzeugt, in ihre Regimenter eingetreten, und wie schnell waren sie in der Eintönigkeit der Garnison und der Behäbigkeit des bürgerlichen Lebens untergegangen!

Als geborner Soldat hatte er das Glück gehabt, diesen zersekenden Elementen widerstehen zu können; er hatte sich weder von der Mutlosigkeit der Skeptiker, noch von der Faulheit der Bequemen anstecken lassen und sich nicht an die Spottreden der Witzbolde gekehrt. Trotz des Elends, in welches ihn seine Schulden gebracht hatten, war seine jugendliche Begeisterung bestehen geblieben, er liebte seinen Beruf wie am ersten Tage, obwohl sich keine seiner Hoffnungen erfüllt hatte; wie mit zwanzig Jahren fühlte er heute noch die Erniedrigung seines besieigten Vaterlandes, aber wie mit zwanzig Jahren glaubte er auch heute noch an die innere Ueberlegenheit Frankreichs.

Er hatte immer gearbeitet, so wollte er noch mehr arbeiten und die Verweichlichung abschütteln, die sich seiner bemächtigt hatte, als er in La Feuillade ankam und seine materiellen Verhältnisse gesichert glaubte. Das Elend ist allerdings schädlich für den Soldaten, die Armut aber nicht.

Als er sich seiner Wohnung näherte, sah er, daß seine Wirtin und sein Bursche nebeneinander im Hausflur saßen. Die Wirtin las und der Soldat hörte zu. Als aber Bonnets Schritte in der kleinen Straße, wo der Verkehr nicht sehr lebhaft war, widerhallten, wandten sie ihm den Kopf zu, und als ihn der Bursche erkannte, sprang er schnell auf und machte Honneur, die Füße im rechten Winkel, die rechte Hand am Käppi, während er mit der linken ein rot gerändertes Taschentuch in seine Tasche zu stopfen suchte, welches er Frau Raveau vom Schoße genommen hatte.

„Was zum Teufel machen Sie denn da?“ fragte Bonnet erstaunt.

„Nichts, Herr Lieutenant!“ antwortete der Soldat, dem es endlich gelungen war, das Taschentuch in seiner Tasche unterzubringen. Dann fuhr er sogleich mit nervöser Zungenfertigkeit fort: „Herrn Lieutenants Zimmer ist in Ordnung, Herr Lieutenant werden alles in Ordnung finden, alles.“

„'s ist gut. Sie können gehen, ich habe nichts mehr für Sie.“

Der Bursche ließ sich das nicht zweimal sagen, er machte, daß er fort kam, während er mit der linken Hand die Scheide

seines Säbels festhielt und auf dem Straßenpflaster mit seinen zu weiten Stiefeln einen furchtbaren Lärm machte.

„Was fehlt ihm denn heute?“ fragte Bonnet, der diese verlegene Flucht durchaus nicht begreifen konnte.

Die Wirtin zögerte einen Augenblick, dann sagte sie lächelnd: „Ich will Ihnen was sagen, der gute Godailler wird jetzt ehrgeizig.“

„Ehrgeizig, wonach?“

„Er will Soldat erster Klasse und — sogar Korporal werden!“

Die ehrgeizigen Pläne Godaillers brachten Bonnet zum Lachen; denn kein Rekrut war ja so linkisch, ungeschickt, bestürzt und verwirrt gewesen, wie dieser schwerfällige Bauer, der im Vorbeigehen alles umstieß und lange Zeit brauchte, um das zu begreifen, was man ihm sagte. Und dennoch war dieser Ehrgeiz echt und wahr, er hatte ihn zum Burschen gemacht und trieb ihn nun dazu an, Korporal zu werden. Als er zum Regiment gekommen war, wollte er gar nichts thun und dachte nur daran, wie er zu seinen Rügen zurückkommen könnte; als er aber gesehen hatte, daß die Burschen von vielen, ja von den meisten Plackereien befreit waren und außerdem täglich vier Groschen verdienten, als er von den Soldaten seiner Korporalschaft hörte, daß bei dem Oberstlieutenant drei Burschen wären, die von der Instruktion, dem Turnen und Exercieren dispensiert waren und alle Abende die Töpfe ausleckten, welche sie am Tage putzen mußten und in welchen ein vierter Bursche, ein früherer Koch, außerordentlich gute Sachen kochte — als er bemerkt hatte, wie prachtvoll Lieutenant Carrelets Bursche nach Pomade und Parfüm gerochen hatte, die er seinem Herrn ausführte — da hatte er sich gesagt, das wäre doch ein ganz andres Ding, als so stumpfsinnig Soldat zu sein, und war in Bonnets Dienste getreten. Leider gab es beim Lieutenant Bonnet keine Töpfe auszulecken und keine Pomade zu stibizen, im Gegenteil ganz profaischen Dienst; Uniformen ausbürsten, den Säbel putzen, die Stiefeln wischen, war nichts besonders Schönes. Ach, wenn er das Glück gehabt hätte, zu Lieutenant Derodes gekommen zu sein, dessen Bursche fast jeden Abend mit gebrannten Locken in die Kaserne kam, das wäre ein Vergnügen gewesen. Jetzt war sein Ehrgeiz noch größer geworden und der Plan in seinem Hirne gereift, Unteroffizier zu werden.

„Ich will Ihnen nur sagen,“ fuhr Frau Raveau fort,

„daß der junge Mensch, der noch nicht einmal lesen kann, seinen Beruf als Soldat studieren will, deshalb hat er mich gebeten, ihm die Taschentücher, auf denen die Militärinstruktionen gedruckt sind, vorzulesen, und ich muß ihm dann auch alles von der ersten Reihe bis zur letzten vorlesen, bis zum Fabrikstempel: ‚G. Renault in Rouen‘, und bis auf die Vorschriften und Geschichten, die am Rande stehen. Heute hatten wir das Taschentuch über das Zusammensetzen und Auseinandernehmen des Gewehrs, Modell eintausendacht-hundert-undvierund-siebzig. Es ist wirklich sehr belehrend; er hört einem dabei zu, als ob er kein Wort davon verstünde, am andern Tage wiederholt er aber das, was ich ihm heute gesagt habe, fast ohne einen Fehler zu machen. Er ist nicht so dumm, wie er aussieht.“

Irweiundzwanzigstes Kapitel.

Diese Geschichte mit Godailler hatte Bonnet interessiert; als deshalb der Bursche am folgenden Morgen zu seinem gewöhnlichen Dienst antrat, fragte er ihn: „Warum sind Sie denn gestern wie ein Spitzbube ausgerissen, als Sie mich sahen?“

Godailler, der gerade einen Rock ausbürstete, ließ erst die Bürste fallen, und als er sie wieder aufnehmen wollte, den Rock. Früher hatte Bonnet ihn wegen dieser Ungeschicklichkeiten ausgescholten, bis er eingesehen hatte, daß der arme Kerl immer ungeschickter wurde, je mehr Schelte er bekam.

„Sie brauchten gar nicht auszureißen,“ fuhr Bonnet fort, „Frau Raveau hat mir erzählt, daß sie Ihnen die Instruktionstaschentücher vorliest. Da ist gar nichts Schlimmes dabei, im Gegenteil.“

Diese freundlichen Worte gaben Godailler, der die Bürste unter einem Stuhle suchte, ohne sie finden zu können, das Gesicht wieder, so daß er endlich die Bürste wieder in die Hand bekam.

„Gehen Sie denn nicht in die Soldatenschule?“ fuhr Bonnet fort.

„Jawohl, Herr Lieutenant.“

„Warum lernen Sie denn da das Lesen nicht?“

„Das kann ich nicht.“

„Wieso können Sie das nicht?“

Godailler schwieg einen Augenblick, wurde so rot wie seine Hose, und stieß dann mit größter Anstrengung hervor: „Wenn es angeht, kann ich so gut wie die andern, aber wenn das ‚Donnerwetter‘ und die ‚Dummköpfe‘ kommen, läuft mir der Schweiß von der Stirn, ich kann nichts mehr sagen, sehe nichts mehr, und alles tanzt mir vor den Augen.“

Ein Gedanke schoß Bonnet durch den Kopf.

„Wenn ich Sie nun lesen lehrte?“

Die Verwirrung benahm Godailler beinahe die Sprache, er konnte nur stottern: „Oh, Herr Lieutenant!“

„Wollen Sie nicht?“

„Ich möchte wohl, aber . . . Sie werden zu viel Mühe davon haben.“

„Das ist meine Sache. Es wird schon gehen, wenn Sie sich nur Mühe geben.“

„Und die Donnerwetter?“

„Kommen nicht vor.“

„Das glaube ich schon.“

Und Godailler fing leise an zu lachen und sperrte Mund und Augen auf.

„Sind Sie zufrieden?“

„Ganz sicher, man lernt ja alles beim Regiment. Als ich herkam, dachte ich nur, wie ich es mir bequem machen könnte, als ich aber die andern sah, kamen mir die Gedanken. Viele sind im Anfange nicht klüger gewesen als ich, und sind heute Sergeanten.“

„Schön! Kommen Sie morgen um drei Uhr.“

Der folgende Tag war ein Sonnabend, einer der Tage, wo bei Bosmoreaus gespielt wurde, und um drei Uhr pflegten die Gäste anzukommen. Wenn er an dem Tage und zu der Stunde seinem Burschen Stunde gab, konnte er schon gar nicht zu Frau von Bosmoreau gehen. Wenn man anfangen will, vernünftig zu sein, muß man sich nichts zutrauen. Der Bursche würde ihn besser zurückhalten, als er sich selbst mit irgend einer Arbeit, vor der er sich seiner Schwäche nicht zu schämen brauchte.

Zehn Minuten vor drei Uhr trat Godailler bei seinem Lieutenant an, welcher in seinem Zimmer auf und nieder ging.

„Ah, da sind Sie ja! Nun wollen wir uns sofort an die Arbeit machen.“

Das kam in einem so gereizten Tone heraus, daß der junge Soldat, der schon sehr aufgereggt war, nicht ruhiger wurde.

Bonnet schlug ein Buch auf, aber Godailler zog schon eins aus der Tasche, und zwar eine ganz neue wundervolle Bibel, die er eben gekauft hatte.

„Ich habe mein Buch mitgebracht,“ sagte er schüchtern, denn er dachte, man könnte nur aus einem einzigen Buche lesen lernen.

„Beginnen wir! Kennen Sie die Buchstaben?“

„Natürlich, ich glaube, Herr Lieutenant.“

„Wir wollen einmal sehen.“

Und Bonnet zeigte auf mehrere Buchstaben, die ihm Godailler ohne einen Fehler zu machen und ziemlich resolut benannte.

„Das war gut; nun weiter.“

Godailler versuchte es weiter, kam aber nicht sehr weit.

„René hat . . .“

Er hielt inne.

„Das ist ein ‚d‘ und das ein ‚e‘ . . .“ sagte Bonnet.

„Ich sehe es wohl, ein ‚d‘, ein ‚e‘, ein . . .“ dann stotterte er.

In diesem Augenblicke verkündete die Uhr eines benachbarten Klosters die dritte Stunde, da schlug Bonnet, der bis dahin ruhig und geduldig gewesen war, plötzlich mit der Faust auf den Tisch und rief: „‚Den‘, ‚den‘, ‚den‘, fangen Sie von vorne an.“

Das war aber vergebens. Godailler konnte noch nicht einmal wieder „René“ lesen.

„Wollen Sie mich aufziehen?“ fragte Bonnet mit ärgerlicher Stimme, „Sie rauben mir meine Zeit und sperren Ihren Mund auf wie ein Fisch: ‚René hat den Mond gesehen‘, nun weiter.“

Alles war nutzlos; obwohl die „Donnerwetter“ nicht herabgerasselt waren, war Godailler doch wie gelähmt, der Angstschweiß brach ihm aus, er konnte nichts mehr sagen, seine trockene Kehle konnte kein Wort mehr hervorbringen.

Als ihn Bonnet in diesem Zustande sah, besann er sich wieder und sagte in freundlichem, fast zärtlichem Tone: „Kommen Sie morgen wieder, heute bin ich ungeduldig und

ärgerlich, morgen, verspreche ich Ihnen, soll es besser gehen und ohne bange machen!"

Während Godailler in großer Bestürzung nach der Thür wankte, schnallte sich Bonnet rasch den Säbel um, setzte sein Käppi auf und stand nach einigen Minuten vor Frau von Bosmoreaus Thür. Während er wartete, daß ihm auf sein Klingeln geöffnet wurde, hörte er über die Mauer weg die Stimmen der Spieler, die schon bei ihrer Partie im Hofe beschäftigt waren.

Sein Erscheinen unterbrach das Spiel nicht, als er aber Frau Amilhau und Frau von Bosmoreau begrüßt hatte, winkte ihn Julia zu sich heran und sagte in freundschaftlichem Tone: „Wir wußten, daß Sie zurückgekehrt waren, und als wir Sie nicht sahen, dachte ich schon darüber nach, was Sie abgehalten haben möchte; haben Sie eine gute Reise gehabt?"

„Danke, sehr gut!"

Nach Julia wollte ihm Agnes auch ein paar Worte sagen, sie ließ daher ihren Partner Derodes, zu dessen großem Aerger, einfach stehen.

„Gnädiges Fräulein, Sie sind an der Reihe!"

„Ich komme sofort."

Sie beeilte sich aber durchaus nicht, denn sie hatte die Absicht, Derodes nicht allein durch Liebenswürdigkeit an sich zu fesseln, etwas Unzufriedenheit, und selbst etwas Eifersucht ab und zu, konnte nicht schaden. Es war sehr gut, wenn er nicht immer ganz ruhig schlafen konnte.

Julias Mitspieler war ein neuer Gast, den Bonnet nicht kannte. Er war groß, braungebrannt, trug schwarzes, gekräuselttes Haar auf einem schönen, regelmäßigen Kopfe, der vielleicht etwas zu schön und zu regelmäßig sein mochte. Er war elegant und fast zu gesucht gekleidet, mit einem grauen Beinkleid, schwarzem, anliegendem Ueberrocke und einem blauseidenen Halstuche. Auch seine Manieren waren etwas gesucht, wenigstens was die Haltung des Kopfes betraf, oder die würdevollen Bewegungen, die durchaus nicht mit seinen fünf- oder sechszwanzig Jahren in Einklang standen. Außerdem hatte er einen Orden im Knopfloch. Trotz seines gravitätischen Wesens spielte er recht gut Lawn-tennis, jedoch mit einer sehr überlegenen Miene, die Bonnet ziemlich herausfordernd vorkam. Er dachte hin und her, wer denn wohl diese Persönlichkeit sein möchte, welcher der Unterpräfekt so zuvorkommend begegnete.

Er fragte Bézin, der ja aber nicht wie er einen Grund hatte, sich über den neuen Eindringling Sorge zu machen, und nur wußte, daß er vom Unterpräfekten eingeführt war und Tactat hieß.

Aus Herrn von Rosseline dagegen konnte er mehr herausbekommen. Dieser war nämlich ebenfalls sehr gegen neue Gäste, denn obwohl seine Heiratsgedanken weder bei Julia noch bei Agnes gute Aufnahme gefunden hatten, verlor er doch den Mut nicht und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß ihn eine der Schwestern doch endlich schon allein deshalb nehmen würde, weil er nun einmal da war.

„Wer der Herr ist?“ kam er Bonnet zuvor. „Wenn es Sie interessiert, will ich's Ihnen sagen.“

„Er ist ungewöhnlich elegant für La Feuillade!“

„Und diese Eleganz läßt Sie schließen, daß er . . .“

„Ich schließe noch gar nicht.“

„Nun, lassen Sie uns ins Kloster gehen, wo wir besser plaudern können, dann sollen Sie das Nähere über den Herrn erfahren.“

Sie nahmen Platz, und Bonnet setzte sich so, daß er die Lawn-tennis-Spieler beobachten konnte.

„Wollen Sie nicht einmal raten?“ fragte Herr von Rosseline.

„Ich bekomme es doch nicht heraus.“

„Dann hören Sie zu! Diese elegante Erscheinung ist weiter nichts als ein Professor, den Maupec im Hause einführt, damit er Fräulein Dorats Mann wird!“

Bonnet hielt Rosselines prüfenden Blick ruhig aus und sagte nur: „Ein Professor!“

„Aha! Sie sind auch noch bei dem alten Urbilde stehen geblieben, wie es die Romanschriftsteller und Chronisten zeichnen. Sie stellen sich unter einem Professor noch immer einen linkischen oder groben, schlecht gekleideten Seminaristen ohne Manieren und Haltung vor, der sich mit den Fingern in der Nase herumwühlt oder sich an den Strümpfen kratzt, oder einen strengen, hochmütigen Pädagogen, der keine einzige Bewegung macht, um sich vor einer Taktlosigkeit zu bewahren . . . Das ist heute vorbei; wie Sie ihn dort sehen, ist er das Muster eines Professors der Neuzeit, und zwar, wie ich hoffe, ein gut gelungenes Muster. Er ist ebenso gewandt und geschickt in körperlichen Übungen, wie der gewandteste Ihrer Herren Offiziere; von seiner Haltung und

Kleidung brauche ich nichts zu sagen, denn die sind Ihnen schon aufgefallen, er sieht jeden Morgen, ehe er sich anzieht, nach dem Wetter und paßt sein Beinkleid und seine Krawatte der Farbe des Himmels an. Ob mit Geschmack, das ist eine andre Frage, die man mit der, ob er ganz korrekt angezogen ist, zusammen behandeln muß. Ich spreche hier nur von seinen Absichten und Ansprüchen. Dieselben sind in moralischer Beziehung ebenso groß, wie in physischer: er ist allen überlegen. Niemand hat ein so schönes blaues Halstuch, wie er, niemand hat so viel Kenntnisse und so viele unfehlbare Methoden, um die Lösung der Schwierigkeiten, die uns in Verlegenheit setzen, zu bewerkstelligen, wie er. Religiöse, soziale, politische, historische, wissenschaftliche, militärische Fragen, das ist ihm alles einerlei. Sprechen Sie mit ihm über Militärorganisationen, so wird er Sie zum Schweigen bringen, wie mich, als wir uns über Finanzrichtungen unterhielten: „Methode, mein Herr! Methode.“ Wir haben keine, nur er, damit ist nur er begnadet.“

„Und wo ist er Professor?“

„In Grenoble, oder Nancy, oder Gott weiß wo, an einer Fakultät, wo er irgend etwas vorträgt. Was, ist übrigens ganz nebensächlich, weil er alles in derselben hervorragenden Weise lehren würde. ‚Lehren würde‘ ist auch nicht ganz richtig gesagt, besser wäre zu lehren im Stande sein würde, denn ich glaube, er ist noch mit keinem Fuße in der Universität gewesen, der er angehört, weil er immer nach irgend einem Lande eine ‚Mission‘ gehabt hat: nach Griechenland oder Kleinasien, nach Deutschland oder Paris, und immer da gelesen hat, wo er es nicht nötig hatte. In Wirklichkeit ist er immer um irgend einen Minister des öffentlichen Unterrichts herumgeschwänzelt und hat ihm alle Arten von Diensten erwiesen. Er wird sehr gut bezahlt, erzielt daraus jährlich sechs- bis achttausend Franken und hat mit sechsundzwanzig Jahren einen Orden. Sie dagegen sind dreißig Jahre alt, haben ihr Leben mehrfach auf Spiel gesetzt, bekommen zweitausendvierhundert Franken und werden, wenn Sie Glück haben, in zehn Jahren einen Orden bekommen. Sehen Sie, das ist der neue Universitätslehrer! Wie Sie bemerken, ist er von den alten sehr verschieden und hat sein Segel von dem Winde der Politik füllen lassen, der auf sein Schifflein hinblies; es wäre am Ende gerechter, wenn dieser Wind, in dieser Zeit der Neu-

bildung, das Segel des Heerschiffes schwellte, aber das geht mich ja nichts an."

"Wie kommt er denn hierher?" fragte Bonnet, den die Thatsache viel mehr interessierte als allgemeine Betrachtungen.

"Er ist hierhergekommen, weil er von hier stammt, und das ist noch das Beste an ihm, muß ich zugeben. Dieser Herr, der ein vollendeter Gentleman sein würde, wenn er sich weniger gut anziehen wollte, ist der Sohn der Wäscherin an unsrer Schule, und in dieser Schule, wo er so zu sagen Kind im Hause war, hat er sich ganz von selbst emporgearbeitet, bis er nach dem Lehrerseminar in Paris ging. Mit dem Erfolg ist der Ehrgeiz und zwar in politischer und finanzieller Beziehung gekommen. Maupec kennt seine Leute, in denen er später einmal eine Stütze finden kann, und hat ihm die Erfüllung seiner beiden Wünsche versprochen; in politischer Beziehung will er ihn hier zum Abgeordneten wählen lassen, in finanzieller Hinsicht reflektiert er für ihn auf Fräulein Julia. Deshalb ist der schöne Factat — er heißt nämlich Factat und beweist wieder einmal damit, daß zwischen dem Menschen und seinem Namen geheimnisvolle Beziehungen vorhanden sind — bei Frau von Bosmoreau eingeführt und deshalb spielt er Lawn-tennis mit solch... erhabener Eleganz. Ich habe übrigens noch einen Zug an seinem Bilde vergessen. Anstatt bei seiner braven alten Mutter zu wohnen, die außer sich vor Freude darüber gewesen sein würde, ist er in der Unterpräfektur abgestiegen, deren großartige Räumlichkeiten aber doch noch etwas klein für ihn sind."

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Mehr als einmal, seitdem Bonnet Julia liebte, hatte er daran gedacht, daß eines Tages vielleicht ein anderer kommen könnte, der sich nur zu zeigen brauchte, um zu triumphieren; aber wie alle, die sich selbst Schlechtes prophezeien, hatte er dies nur in weiter, ferner Zukunft für möglich gehalten... „Eines Tages“; man weiß ja auch, daß man „eines Tages“ sterben muß, aber das hindert nicht, daß man sich doch des Lebens freut.

Das war sein Fall: er wußte, daß Julia eines Tages die Frau eines andern sein würde, aber bis dahin freute er sich gern ihres Anblicks.

Aber nun hatte diese Stunde schon geschlagen, die er erst viel, viel später erwartet hatte.

Er hatte Herrn von Rosseline verlassen und war zum Lawn-tennis zurückgekehrt; dort beobachtete er mit möglichst gleichgültiger Miene, die Hände auf dem Rücken, Jactat, welcher, in bloßem Kopfe, gerade einen Ball fortzuschleuderte und dabei seine muskulösen Arme und Beine ins hellste Licht zu setzen wußte.

Man mußte schon ein raffinierter Pariser, wie Herr von Rosseline sein, um bei diesem wirklich schönen Burtschen Affektirtheit und Natur unterscheiden zu können; da er dabei kühn und unternehmungslustig war, konnte es ihm ja gar nicht fehlen. Ihm schadete die Armut nicht; denn wenn er um eines Mädchens Hand bat, so hatte er etwas dagegen zu bieten.

Er konnte von seiner Zukunft sprechen, und andre konnten es noch mehr, da diese Zukunft gesichert schien; in einigen Monaten war er Abgeordneter, in einigen Jahren Minister, auf alle Fälle eine bedeutende politische Persönlichkeit und in der Lage, zu werden, was er wollte. Rosseline hatte recht; die Stellung eines Offiziers war gar nicht mit der dieses jungen Glückspilzes zu vergleichen; dieser durfte nach allem die Hand ausstrecken, er konnte dem Glücke entgegengehen, konnte ihm nachgehen, wohin und soweit er wollte; jener mußte warten, bis sich ihm eine Gelegenheit bot, wo er sich auszeichnen . . . oder töten lassen konnte; vielleicht kam diese Gelegenheit aber überhaupt niemals.

Zum erstenmal in seinem Leben fand er, bei aller leidenschaftlichen Liebe für seinen Beruf, daß er nicht alle andern Berufsarten übertraf. Dabei neigte sein Charakter durchaus nicht zum Pessimismus, hatte er nie den Mut verloren und hatte sein klarer Verstand immer die beste Seite an allem herausgefunden, wenn er auch unter der schlechtesten zu leiden hatte.

Aber Rosselines Worte hatten ihn ganz außer sich gebracht. Von seinem Herzen war ihm die Bitterkeit auf die Lippen gekommen und drückte seinem Gesichte den Stempel tiefen Kummers auf. Er, der niemals auf jemand eifer-

süchtig gewesen war, selbst nicht auf einen Husaren oder Kürassier, er war eifersüchtig auf diesen schönen Burschen, diesen Glücksvogel, diesen Professor.

Er hatte sich während der ganzen Partie bei den Spielern aufgehalten und mehr als einmal war er Julias Augen begegnet, die prüfend auf ihm ruhten.

„Spielen Sie Croquet?“ fragte ihn Agnes jetzt.

Zum erstenmal lehnte er ab. Er war wütend über sich selbst, daß er schmollte, aber fühlte nicht die Kraft, seiner schlechten Laune Herr zu werden.

„Und Sie, mein Herr?“ fragte sie Tactat.

„Natürlich, gnädiges Fräulein!“

Wenn Tactat darauf gerechnet hatte, nochmals Julias Partner zu sein, so hatte er sich getäuscht, denn sie nahm an dieser Partie nicht teil. Sobald das Spiel begonnen hatte, näherte sie sich Bonnet, der sich durch den Korb, den er Agnes gegeben hatte, etwas milder gestimmt fühlte.

„Sind Sie von Ihrer Reise befriedigt?“ fragte sie ihn mit Interesse. „Haben Sie Ihren Herrn Vater wohl und gesund angetroffen?“

„Ja, danke, sehr wohl. Mein Vater ist kräftig wie ein Bauer, der er ja auch ist.“

Ueberrascht von dieser Antwort und diesem Tone, blickte sie ihn an.

„Wollen wir uns nicht setzen?“ sagte sie dann mit ihrer lieblichen Stimme.

Sie schritt ihm voran und führte ihn auf die Terrasse, wo in diesem Augenblicke niemand anwesend war.

Sie wollte augenscheinlich liebenswürdig gegen ihn sein, und durch ihre Freundlichkeit den Kummer zu verscheuchen suchen, den sie auf seinem Gesichte gelesen hatte, aber gerade deshalb war sie in Verlegenheit, was sie sagen sollte.

Er kam ihr zuvor: „Herrn Tactats Leben, von dem mir Herr von Rosseline eben erzählt hat, ist wirklich sehr interessant. Wenn man bedenkt, von wo er entsprossen ist und was er erreicht hat, so muß man zugeben, daß er sich die höchsten Ziele setzen darf. Er kann dem Glücke entgegengehen, während sich so viele andre darauf beschränken müssen, zu warten, bis das Glück zu ihnen kommt, und nicht einmal das Recht haben, die Hand auszustrecken, um es im Vorübergehen zu erfassen.“

„Aber warum strecken Sie die Hand nicht aus?“

„Es gibt Gefühle des Stolzes und der Manneswürde, die diese Hand lähmen!“

Einen Augenblick schwiegen beide, während über Julias Antlitz, das nicht so ruhig wie sonst erschien, der Schatten eines Lächelns huschte, was Bonnet in einem andern Zustande wohl aufgeklärt haben würde. Anfangs hatte sie gar nicht gewußt, was sie aus dieser mürrischen Laune machen sollte und was eigentlich in ihm vorging; jetzt kam ihr plötzlich ein Gedanke.

Sie blickte sich schnell um. Alle waren entweder mit Spielen beschäftigt oder hörten Frau Collas zu, die wahrscheinlich noch nicht herausgegebene Bosheiten erzählte, wenn man wenigstens nach dem Lachen urteilen durfte, das von Zeit zu Zeit ihre Worte kommentierte. So lag die Möglichkeit einer Störung fern.

„Haben Sie geahnt,“ sagte sie dann in einem Tone, der in gewisser Weise den Ernst ihrer Worte abschwächen sollte, „daß Herr Jactat ein Bewerber ist, und zwar nicht für Agnes, sondern für mich? Herr Maupec hat ihn in der Hoffnung hergebracht, eine Heirat zu stiften, die ihm bei der Regierung eine Stütze verschaffen würde. Denn diese armen Unterpräfekten müssen immer eine Stütze zu bekommen suchen, so daß man sie füglich die Hinkenden der Verwaltung nennen könnte; wenn sie nicht sehen, daß sich ihnen viele Hände entgegenstrecken, um sie zu unterstützen, bilden sie sich ein, daß sie auf die Nase fallen müßten!“

„Das passiert ihnen ziemlich häufig,“ sagte Bonnet und seine Mienen heiterten sich auf.

„Oh! ich tadle Herrn Maupec durchaus nicht; aber seine Vermittelung beweist nur, daß er mich nicht kennt.“

Bonnet konnte einen Laut der Freude nicht unterdrücken.

„Wenn er mich gekannt hätte, würde er gewußt haben, daß ich kein Mädchen bin, das sich beeinflussen läßt, und daß ich nicht deshalb dreiundzwanzig Jahre alt geworden bin, ohne mich zu verheiraten, um einen Mann selbst aus der Hand des liebenswürdigsten Unterpräfekten entgegenzunehmen, sondern um mir selbst einen zu wählen.“

Gewöhnlich sprach sie ganz natürlich fort, ohne nach den Worten zu suchen, wie diejenigen, die nur sagen, was sie sagen wollen und nichts zu verheimlichen haben; bei dieser Unterhaltung sprach sie dagegen langsam, als ob sie die Sätze vorher bedächte, und es schien, als ob sie absichtlich noch

Betrachtungen daran knüpfte, damit die Form der Rede die Aufmerksamkeit von ihrem Inhalt ablenke.

Bonnet richtete nun aber seine ganze Aufmerksamkeit auf den Inhalt und fragte sich, wo sie hinaus wollte, und ob er das wohl richtig verstanden hätte, was er hörte.

Sie fuhr fort: „Und diese erwähnte Wahl trifft man nur, wenn man den Gegenstand genau und gründlich geprüft hat. In meinem Alter muß man auf die Garantie eines künftigen Glückes sehen und darf sich nur aus Gründen schlüssig werden, die nicht den Gedanken eines jungen Mädchens, sondern einer Frau entsprungen sind.“

Sie wurde von der herbeieilenden Agnes gestört.

„Was erzählt dir denn Herr Bonnet eigentlich,“ rief sie, „daß du ganz und gar die Zeit vergißt? Willst du den Lunch nicht anrichten lassen?“

Nicht Julia, sondern Bonnet hatte den Kopf verloren; er grübelte, was diese unbestimmten Redensarten wohl bedeuteten, und dachte, jetzt würde endlich der Schluß gezogen, als Agnes so ungelegen dazwischen gekommen war.

Der Lunch war, wie immer, sehr vergnügt, selbst Bonnet fand es, denn seine eifersüchtige Anwandlung war verschwunden, und ihm war Tactat jetzt viel weniger antipathisch, als eine Viertelstunde früher.

Er naschte in aller Gemütsruhe seine Weintraube, als Agnes, unvermittelt, wie es ihre Natur war, plötzlich an ihn herantrat und ihm einen Pack Photographieen hinhielt und fragte: „Habe ich Ihnen eigentlich schon mein Bild im Lawn-tennis-Kostüm gegeben, Herr Bonnet?“

„Nein, gnädiges Fräulein.“

„Hier, da haben Sie's! Und haben Sie mein Bild mit dem Gainsborough? Nein?“

„Nein, gnädiges Fräulein.“

„Gut, da ist es auch. Aber das als Diana mit dem Halbmond haben Sie doch, nicht?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein.“

„Richtig, richtig! Nehmen Sie übrigens alle, die Sie noch nicht haben!“

Mit einer leichten Bewegung ihrer grüßchenbedeckten Hand entfaltete sie die ganze Sammlung auf dem Tische; dann rief sie, während Bonnet seine Auswahl traf, Julia zu: „Sage einmal, ob du Herrn Bonnet dein Bild gegeben hast. Ich wette, nein!“

„Nein.“

„Na, da hole nur schnell eines; es ist nicht recht, daß er so viele von mir, und nicht ein einziges von dir hat.“

Julia kam bald mit einer Photographie zurück, an deren unterem Rande etwas Geschriebenes zu sehen war.

„Eine Dedikation!“ rief Agnes, „wahrhaftig sie hat eine Dedikation darunter geschrieben!“

„Nur das Datum,“ entgegnete Julia, „damit Herr Bonnet sich des Tages erinnern möchte, wo ich das Vergnügen hatte, ihm mein Bild zu schenken.“

„Sind Sie zufrieden?“ sagte Agnes und machte Bonnet eine Verbeugung, „darauf wäre ich nicht gekommen.“

Zufrieden, nein, glücklich, übergücklich würde er gewesen sein, wenn er sich den Eindrücken des Tages, der so schlecht begonnen und so wunderschön geendet hatte, so ganz und voll hätte hingeben können. Aber das war es gerade, er konnte sich deshalb nicht von ganzem Herzen freuen, weil ihn noch immer ein Zweifel drückte, der seiner Hoffnung die Flügel beschnitt. Was ihm Julia heute — an dem „Bildtage“ — gesagt hatte, konnte leider ihre Worte nicht verwischen, die ihm bedeuten sollten, daß Agnes' Koketterieen Derodes gegenüber ohne irgend welche Verbindlichkeit seien. In diesem Augenblick hatte sie sicherlich nicht ohne Absicht gesprochen, und die Absicht schien ihm die zu sein, ihn für Agnes einzunehmen. Wenn sie also seine Heirat mit Agnes wünschte, so liebte sie ihn doch nicht. Und wenn sie ihn damals nicht liebte, so war es gar nicht sicher, daß sie ihn jetzt auf einmal lieben sollte.

Er wurde also von tausend Zweifeln gequält und wußte nicht, durfte er vertrauen, durfte er hoffen? Nur in einer Beziehung trat eine Aenderung bei ihm ein, er gab es vollkommen auf, darüber nachzudenken, ob er zu Frau von Bosmoreau hingehen durfte oder nicht. Er wollte wenigstens so lange hingehen, bis die großen Manöver kämen, die bald alle Beziehungen lösen würden. Wenn sie davon zurückkehrten, würde die schlechte Jahreszeit da sein und deshalb die Spielparteen nicht wieder aufgenommen werden können.

Er hatte sich eingebildet, daß er während der großen Manöver durchaus nichts von Frau von Bosmoreau, Agnes oder Julia hören würde, und daß er stets so beschäftigt, von andrem in Anspruch genommen und so ermüdet sein würde, daß ihm keine Zeit bliebe, an La Feuillade zu denken.

Er hatte aber die Rechnung ohne Drapier gemacht und ohne das Schuldbewußtsein seiner Liebe.

Eines Tages sagte ihm Drapier, daß er einen Brief von seiner Frau bekommen hätte.

„Geht es ihr gut?“

„Danke, sehr gut! Sie ist vorgestern von einem kleinen Mädchen entbunden worden.“

„Und du warst nicht bei ihr!“

Eine Frage drängte sich auf Bonnets Lippen: „Erzählt deine Frau nichts von Frau von Bosmoreau?“ aber er unterdrückte sie und hatte länger als zwei Stunden überhaupt nicht den Mut, etwas zu sagen. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten. Sie hatten gerade Marschpause und teilten sich eine trockene Rinde, die Bonnet noch in seiner Tasche gefunden hatte. Da fragte er: „Erzählt deine Frau nichts von La Feuillade?“

„Nein; sie langweilt sich nur ein bißchen, weil sie ganz allein dort ist. Frau von Bosmoreau ist mit ihren Töchtern auf ziemlich lange Zeit zur Weinlese nach einem ihrer Meierhöfe gegangen, so daß meine Frau ihres Umgangs, der ihr jetzt besonders angenehm gewesen wäre, beraubt ist.“

Und er hatte gedacht, Tactat könnte sich jetzt ganz ungestört um Julia bewerben! O diese alberne Eifersucht!

„Schicke deiner Frau tausend Grüße,“ sagte er herzlich, „und tausend Glückwünsche für deine kleine Tochter!“

Ende des ersten Bandes.



Nützliches Festgeschenk für Frauen und Mädchen!

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen
an eine Freundin

mit Beigabe eines

vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler.

a) Ausgabe für Süddeutschland,

b) Ausgabe für Norddeutschland, bearbeitet von
L. v. Proepper.

Preis: in Leinwand geb. M. 5. 50. — Es. 7. 35 Cs.
fl. 3. 30 kr. O. W.

1400

zuverlässige durchaus
erprobte Rezepte.

Kein andres Werk
bietet einen so reichen Inhalt
zu so billigem Preis.

Beihnte

vermehrte und verbesserte
Auflage mit zahlreichen
Abbildungen.

Praktische Ratschläge über
alle Zweige der Haushaltung.

Inhalt.

Arbeit. — Ordnung. — Behandlung der Diensthboten. — Reinlichkeit. — Sparsamkeit. — Haushaltungsgeld. — Haushaltungsbuch. — Küche und Speisekammer. — Kenntniss und Einkauf der Nahrungsmittel. — Kochkunst. — Küchenrezepte. — Speisezetteln. — Anordnung der Tafel. — Servieren und Tranchieren. — Familientisch. — Küche, Herd und Geschirr. — Küchenkalender. — Speisen und Getränke für Kranke. — Waschküche. — Möbel. — Kleider. — Keller. — Brennmaterialien. — Geflügelhof. — Gemüse- und Blumengarten u. s. w.


Dieses vorzügliche, aus den Erfahrungen eines vielseitigen
Thätigkeitslebens hervorgegangene Buch, welches alle im Haus-

halt vorkommenden Verhältnisse eingehend bespricht, erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Verbreitung. Sein geradezu universeller, durchaus auf **praktischer Erprobung** fußender Inhalt macht es zu einem unentbehrlichen Ratgeber namentlich für **Anfängerinnen** in der schweren Kunst des Haushaltens, auf deren Bedürfnisse es besonders Rücksicht nimmt, so daß sie sich im Besitze dieses Buches nie in Verlegenheit befinden können. — Mit ängstlicher Sorgfalt war die Verfasserin bemüht, nur ganz **erprobte und zuverlässige** Rezepte in das überaus **reiche und vollständige** Kochbuch aufzunehmen, welches sich durch Klarheit, Einfachheit und **Sparsamkeit** der Rezepte auszeichnet; während dasselbe einerseits vollständig genügt, die **feinste Mahlzeit** zu bereiten, so findet man andererseits darin auch Vorschriften für die einfachsten Gerichte der **bürgerlichen Küche**. Dem **Einmachen von Früchten** in Dampf und Zucker ist besondrer Sorgfalt gewidmet. Das so wichtige Kapitel über die Behandlung der **Wäsche** ist ebenso ausführlich als zweckmäßig behandelt. Kenntniß und Einkauf der Nahrungsmittel nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den vielfachen Belehrungen, die in obiger Inhaltsübersicht einzeln angeführt sind.

Die anziehende und unterhaltende Schreibweise der Verfasserin, welche auch den trockenen Hausgeschäften einen poetischen Schimmer verleiht und welche über den Notwendigkeiten des praktischen Lebens die höheren Ziele des Frauenberufes nicht vergißt, erhebt dieses Werk zu einem wirklichen Bildungsbuche im höheren Sinne.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube“: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohltäterin geworden und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der „Marie Susanne Kübler“ dankbar zu sein.“

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

 Bei Bestellungen bittet man anzugeben, ob die Ausgabe für Norddeutschland oder Süddeutschland gewünscht wird.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

selben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Diese durch ihren gelunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern

mit voller Kraft aus der unverfälglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

„Durch scharfe und lebenswahre Charakterisierung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit.“

Athenäum.

Dritter Jahrgang:

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Miss Braddons lebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörving. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit

dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühligte Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an erareisenden Konflikten und tragischem Schicksal.

14 WRZ. 1998

$\frac{1}{2}$ 120.-

25.-

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-045955

3918/₅